C. F. Gellert's

sämmtliche

Fabeln und Erzählungen

in drei Büchern.

Neue Stereotyp-Ausgabe.

Leipzig.
In der Hahn'schen Verlags-Buchhandlung.

1844.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachricht und Exempel

von

alten deutschen Fabeln.

Die Bemühungen, welche unsere Vorfahren seit einigen Jahrhunderten auf die Fabeln gewandt haben, sind, meiner Meynung nach, eben nicht so geringe, daß sie nicht einige Aufmerksamkeit verdienten. Und wenn ich voraus setze, daß viele von meinen Lesern nicht Gelegenheit gehabt haben dürften, sich in den Fabeln unserer Alten umzusehen: so hoffe ich, es wird ihnen nicht unangenehm seyn, wenn sie hier einige Proben von ihrer Schreibart finden.

Es gereichet der äsopischen Fabel überhaupt zur Ehre, daß sie fast bey allen Völkern, und zwar zu verschiedenen Zeiten, ungemein vielen Beyfall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie ist unstreitig die älteste Spur des menschlichen Witzes. Sie war in den meisten Ländern, ehe die Wissenschaften dahin kamen; und sie vertrat in den Zeiten der Unwissenheit bey diesem und jenem Volke fast ganz allein die Stelle des Witzes und der Moral. Sie erhielt sich bey ihrer Ehre, da die Wissenschaften aufgingen, und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch gesitteten und witzigen Völkern, und ward unter ihren Händen immer mehr verschönert. Meine Leser würden Ursache haben, von meiner Dienstfertigkeit nicht zum Besten zu urtheilen, wenn ich dieses erst erweisen wollte. Wer bey einer Sache, die niemand leugnet, mehr thut, als daß er ihrer erwähnet, der muß entweder Lust haben, etwas vergebliches zu unternehmen, oder die Ehre suchen, seine Belesenheit auch zur Unzeit zu zeigen. Eben der äsopische Witz, den das den Wissenschaften günstige Deutschland jetzt liebt, ward von den Deutschen schon hochgeschätzet, ehe sie die Wissenschaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, ehe sie die Regeln der Kunst wußten. Dieses beweisen unter andern die sehr alten Fabeln eines Ungenannten, von welchem ich jetzt reden, und zugleich einige Exempel anführen will. Ich meine diejenigen Fabeln, welche uns der Herr Doctor und Professor der Philosophie zu Straßburg, Johann

Georg Scherz, in zehn Disputationen, die er von 1704 bis 1710 gehalten, aus einem alten Manuscripte geliefert, und mit einigen kritischen und moralischen Anmerkungen versehen hat. Er hat von den Fabeln des alten Ungenannten ein und funfzig Stücke herausgegeben.*). Es ist nach den Umständen, die Herr Scherz angiebt, sehr wahrscheinlich, daß dieser Ungenannte zu Kaiser Friedrichs des Zweiten Zeiten gelebt hat. Und wenn wir auch sonst keine Merkmale hätten: so würde uns doch die Beschaffenheit der Sprache und Orthographie, und die nachdrückliche und kräftige Schreibart, deren sich dieser Dichter bedienet, schon überführen, daß er nicht lange nach den guten Zeiten Friedrichs Barbarossa gelebt haben könnte. Damals war die deutsche Poesie nicht nur an den Höfen sehr gelitten, sondern auch selbst eine Beschäftigung der Fürsten und großen Herren; und hierdurch gelangte sie zu einer gewissen Stärke und Anmuth, deren sich die nachfolgenden Jahrhunderte bis auf Opitzens Zeiten nicht haben rühmen können. Und vielleicht hätte sich aus den alten Dichtern keiner besser zu einem deutschen Lafontaine geschickt, als unser Ungenannter, wenn er in unsern Zeiten hätte leben sollen. Einem Manne, der in der Art, die äsopischen Fabeln poetisch zu erzählen, vermuthlich unter seinen Landsleuten der erste gewesen ist; der also weder an einheimischen Exempeln, noch an den Regeln, einen Beystand gefunden hat, und doch mitten in der Finsterniß so glücklich gewesen ist, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem solchen Manne, sag ich, kann man sehr leicht zutrauen, daß er in seiner Art müßte vortrefflich geworden seyn, wenn er die Hülfe der neueren Zeit genossen hätte. Es geht seinem unbearbeiteten Witze wie einem ungeschliffenen Diamant; er läßt wie dieser, hin und wieder einige Strahlen schießen, und es hat, um ihn in seinen völligen Glanz zu setzen, nichts als die Kunst gemangelt, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen sollen. Wer also großmüthig genug ist, sich nicht durch die Beleidigung irre machen zu lassen, die seine schwäbische Mundart zärtlichen Ohren anthut; wer billig genug ist, es den ordentlichen und edlen Zügen eines Gesichts nicht entgelten zu lassen, daß die Haut mit vielen Sommerflecken besprenget ist; kurz, wer mehr auf die Art, wie er erzählt hat, als auf die Worte sieht, und ihn, indem er ihn liest, in Gedanken in unsere Sprache übersetzt: dem wird unser Fabeldichter bey aller seiner Einfalt vielleicht besser gefallen, als verschiedene, die vier Jahrhunderte später sich in dieses Feld gewagt haben. Ein abwechselndes Sylbenmaß in langen und kurzen Füßen, ein ordentlicher Abschnitt, und andere in unserer Prosodie gebräuchliche Dinge, waren damals

*) Eben diese Fabeln hat man in einem papiernen Manuscripte auf der Bürgerbibliothek zu Zürch. S. die Sammlung geistvoller Schriften, VII. St. 48 S.

unbekannt. Man darf also dieses nicht von ihm begehren. Genug, daß er weit wohlklingender schreibt, als man vor Opitzen schrieb. Endlich muß man auch bedenken, daß wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck und die Kraft vieler alten Wörter nicht genug verstehen; daß viele von solchen Wörtern, wenn sie auch heut zu Tage noch gebräuchlich sind, doch entweder mehr oder weniger zu bedeuten angefangen haben, und daß also oft eine alte Stelle, die uns matt und unkräftig, oder sonst nicht zulänglich ausgedrückt zu seyn scheint, dennoch kräftig, poetisch und richtig gegeben seyn kann. Wer sich in alle diese Umstände setzet, wenn er den Winsbeck und andere alte gute Dichter liest, der wird ihre ungekünstelte Anmuth im Lesen empfinden, und da lebhafte und richtige Gedanken wahrnehmen, wo Andere nichts als verlegene Wörter und matte Vorstellungen sehen. Der Leser mag nunmehr aus folgenden Exempeln selbst urtheilen, ob ich den ungenannten Fabeldichter mit Recht gelobt habe. Das erste Exempel soll die Fabel von dem Löwen und der Maus seyn. Ich will mir die Freyheit nehmen, und Commata und Punkte dazwischen setzen, damit man den Verstand leichter finden könne.

Eyns tages ein louwe sich erging
In eim walde, da er fing
Ein muſz, die wolt er getödtet han.
Sie sprach: Herr louwe laut mich gan!
Was eren mag ein Kunig bejagen,
Ob von Ime ein Knecht wurt erslagen?
Des er Gewalt hat, wan er will.
Ist Im das ein ere? Das ist nit vil.
Was grosser künheit mag das gesin,
Ob ein louwe ein muselin
Ertöttet? der hat eren me,
Der geschaden mag, und nit tut we.
Lossent ihr mich Herr genesen!
Ich mag uch wol nutz wesen,
Und mag uch keinen schaden tun,
Noch minder dann ein arn*) ein hun.
Der louwe ließ sin zurnen sin,
Und ließ gon das muselin,
Des wart er innerlichen fro.
Ich wil es uch danken, sprach es do.
Nu wart es nit lange gespart,
Das der louwe gefangen wart
In eim garn, das was stark.
Er hett geben dusent Marq,
Das er darus wer gewesen,

*) Ar, Adler.

Er wonde ſicher, nit geneſen.
Da er alſo gefangen lag,
Da kam die muſz, ee dann der tag
Uffging, zu dem louwen hin.
Sie ſprach: Gott gruſz uch, herr myn,
Was clagent ir? Was iſt uwer tot?
Ich bin gefangen uff den tot,
Sprach der louwe zu der muſz.
Sie ſprach, Herr, ir koment wohl uſz;
Ich hilff, das ir bliebent by dem leben,
Wann *) Ir hant mir das myn geben.
Was ſol ich uch nu me ſagen?
Die muſz geriet **) das garn nagen
Und mit den zenen biſſen
Und ouch garn zerriſſen
Einzwey, da wart das loch groſz:
Den louwen das nit verdroſz.
Bil balde er ſich dannen macht.
Der muſze det er acht ***)
Freundlich er Ir danken began.
Sie ſprach: Ich hab gern getan.
Gedenkent, wie der gewalt ſy,
Dem miltigkeit nit wonet by.
Gewalt ebermde †) ſoll han:
An gewalt ſol tugend ſtan.
Der groſz den mindern ſoll vertragen
Nutze mag er ſin, der nit mag ſchaden.

Die natürliche Einfalt, mit welcher unſer Autor erzählet, hat, nach meiner Empfindung, etwas ſehr Angenehmes bey ſich. Man ſieht nichts gekünſteltes und auch nichts froſtiges. Er iſt nicht ſo kurz, daß er ängſtlich würde, und auch nicht ſo wortreich, daß er viel müßiges ſagte, wenn man etliche Zeilen ausnehmen will. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Miene vor, und verbindet ſie gut mit der Handlung der Fabel. Die Anrede, welche die Maus an den Löwen hält, iſt ſo kräftig, und ſchicket ſich zu den gegenwärtigen Umſtänden ſo gut, daß man nicht ſieht, was ſie beſſeres hätte ſagen ſollen. „Herr Löwe, laſt mich gehn! Was mag wohl ein „König für Ehre erjagen, wenn er einen Knecht erſchlägt, deß er „Gewalt hat, wenn er will? iſt ihm das eine Ehre? Mag das „wohl eine große Kühnheit ſeyn, wenn ein Löwe eine Maus erſchlägt? „Der hat mehr Ehre, der ſchaden kann, und es doch nicht thut.“

Man höre dagegen die ſpizfindigen Betrachtungen, welche der Löwe bey dem lateiniſchen Anonymus in eben dieſer Fabel anſtellet,

---

*) Weil.
**) Fing.
***) Er bezeigte der Maus Hochachtung.
†) Erbarmung.

und welche sich vermuthlich auf die Vorstellungen beziehen sollen, die ihm die Maus vorher gethan hat.

Si nece dignetur murem leo, nonne leoni
Dedecus et muri conperit esse decus?
Si vincat summus minimum, sic vincere vinci est.
Vincere posse decet, vincere crimen habet.
Si tamen hoc decus est; si laus, si vincere; laus haec
Et decus hoc, minimo fieri ab hoste minus.
De pretio victi pendet victoria: victor
Tantus erit, victi gloria quanta fuit.

Die epigrammatische Rede des Löwen, diese künstliche Wiederholung der Worte in Gegensätzen, ist von der edlen Einfalt weit entfernet, mit welcher der Deutsche seine Maus ungezwungen, und doch nachdrücklich, reden läßt.

Man halte ferner diese alte Fabel gegen eine, die in unserm Jahrhunderte aufgesetzt ist, und sehe, ob der alte Fabeldichter den neuern nicht unendlich beschämet?

In Niederers Fabeln Aesopi, die zu Coburg 1717 herausgekommen sind, wird die Fabel von der Maus und dem Löwen also erzählet:

Ein Löw' müd von der Hitz und Laufen,
Legt sich im Schatten in das Grün;
Indem er schläft, so kommt ein Haufen
Mäus' über seinen Rücken hin
Drob eine, gleich da er erwachte,
Er zwischen seine Klauen brachte.
Die Arme bat ganz unterthänig
Um Gnad, Quartier und um Pardon;
Sie sprach: was solch ein großer König,
Der wider sie zürn, hab davon,
Sein Grimm sollt, den er nur möcht sparen
Gleichwohl in größre Thiere fahren.
Der Löw' gedachte, daß ihm diese
Nicht viel Respect und Ruhm verhieß,
Wenn er ein solch klein Thier zerrisse,
Und sich sie etwan schmecken ließ,
Drum war er in sich selbst erbötig,
Und ließ sie gleich drauf los und ledig.
In wenig Tagen drauf so rennte
Besagter Löwe durch den Wald,
Er fiel in Strick und Garn behende,
Er brüllte, daß es wiederhallt;
Allein sein Vorsatz blieb dahinten,
Er konnte keinen Ausweg finden.
Die Maus hört ihn erbärmlich brüllen,
Lauft zu und kennt ihn an der Stimm.

War er ihr unlängst nun zu Willen,
Das sie bemerckte interim,
Kommt sie zum Garn, und sucht die Knöpfe,
Daß er immittelst Luft nur schöpfe.
Als sie dieselbe nun gefunden,
So nuget sie sie hurtig ab,
Wodurch sie in denselben Stunden
Dem Löwen die Befreyung gab,
Denn ihm ist alsofort gelungen,
Daß er aus dem Arrest entsprungen.

Ist die Fabel aus dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderte nicht ein rechtes Meisterstück gegen die Arbeit des neuen Dichters gerechnet? Ich glaube, daß der Leser das alte Schwäbische lieber zehnmal lesen wird, als das neue undeutsche Deutsche einmal. Dort hört man, ungeachtet der rauhen Sprache, doch einen Dichter reden, hier aber, ungeachtet des Sylbenmaßes, nur einen Reimer.

Das andere Exempel mag die Fabel von dem Raben und Fuchse sein.

Ein Fusz hungern begann;
Under ein hohen bom er da kam,
Uff den ein rab kam geflogen
Mit eim kese, den er einer frouwen
Genommen und gerobet do.
Des wart der Fusz unmassen froh.
Da Ine der Fusz erst ersach,
Mit glatten worten er da sprach:
Gott grusz dich, lieber herr myn,
Uwer diener will ich sin,
Und iner wesen uwer Knecht.
Das dunket mich billig und recht,
Ir sind edel und so rich,
Kein fogel mag uch sin glich
In allen kuniqrichen.
Ich wene *) uch müse entwichen
Der sperwer und ouch das felkelin,
Des habichs und och des pfowen schin.
Süsse ist uwer kelen schal,
Uwer styme hört man überal
In dem walde erclingen,
Wan ir geratten singen;
Des hab ich wol genommen war.
Der rab sprach, du sagest war,
Nu singent lieber herr myn!
Da sprach der rap, das sol sin.

*) Wenen, glauben, dafür halten.

Er ließ sin stym ußz und sang,
Das es durch den wald erclang.
In dem sange empfile Im do
Der kese, des wart der Fuſz vil fro.
Des Lobs mus der rap mit schaden entgelten,
Und im was das Lob nit gut, als ein schelten.

Die Schmeichelenen, welche der Fuchs dem Raben macht, klingen artig genug. „Gott grüß euch, mein lieber Herr, euer Diener „will ich seyn, und immer euer Knecht bleiben.“ Was fehlt diesem Complimente? Nun fängt er an, ihn recht poetisch zu loben. „Ihr „seyd edel und liederreich. Kein Vogel mag euch in allen König„reichen gleich seyn. Nach meinen Gedanken muß euch der Sperber „und der Falke weichen; die Schönheit des Habichts und des Pfauen. „Süß ist eurer Kehlen Schall, eure Stimme hört man überall in „dem Walde erklingen.“ Dieses ist, wie mich deucht, eine sehr poetische Stelle. Man stelle sich vor, wenn der Dichter in unsern Zeiten geredet hätte, ob er nicht fast eben das gesagt haben würde, was Lafontaine saget?

Eh bon jour, Monsieur le Corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!
Sans mentir si vôtre ramage,
Se rapporte a vôtre plumage,
Vous êtes le Phoenix des hôtes de ce bois.

Die Sitten seiner Zeit ließen es nicht zu, daß er sich so manierlich ausdrücken konnte. Indessen muß die Stelle vor vierhundert Jahren eben so artig und munter geklungen haben, als des Lafontaine seine zu unsern Zeiten klingt. Damit man den Werth dieses alten Autors desto besser erkenne: so will ich eben die Fabel von dem Raben aus dem Melander hersetzen, welcher 1712 eine Mythologiam Paraeneticam, das ist, die Fabeln Phädri in deutschen Versen, zu Eisenberg herausgegeben hat. Er läßt sich folgendermaßen gar annehmlich und deutlich vernehmen.

Als ein gewisser Rab' den Käß vom Fenster stahl,
Und aß denselben gern auf hohem Baum zum Mahl,
So sahe den der Fuchs, und fing so an zu reden:
O Rab'! wie hast du doch so schöne Federweden!
Wie herrlich steht dir doch des Leibes Zierrath an!
Kein Vogel, wenn du sängst, ging dir im Rang voran.
Allein, da sich der Narr zu seiner Stimme schicket,
Verliert er seinen Käß, den gleich der Fuchs entrücket,
Und reißet ihn mit List so fein begierig hin,
Da wurde erst der Rab' der List des Fuchses in.
Und also wurde er zum Seufzen erst bewogen,
Daß ihn der schlaue Fuchs so schändlich hat betrogen;
Damit wird angezeigt, was Sinn und Witz vermag,
Und Klugheit halte stets der Tapferkeit die Wag.

Sollte man nicht denken, wenn man von der kraftlosen Art zu erzählen auf die Zeit schließen wollte, in welcher Melander gelebet; sollte man, sage ich, nicht denken, daß er noch einige Jahrhunderte vor unserm Ungenannten sein Werkchen verfertigt haben müßte? Um die Weitläuftigkeit zu vermeiden: so will ich nur noch ein kurzes Exempel aus unserm Alten anführen. Ich muß übrigens erinnern, daß man bey ihm nicht lauter äsopische Fabeln, sondern auch Erzählungen antrifft; zum Exempel, die Geschichte der Matrone zu Ephesus, welche die Herren Verfasser der schweizerischen geistvollen Schriften in ihr siebentes Stück eingerückt haben; die Erzählung von dem Fieber und dem Flohe; von dem Vater, dem Sohne und dem Esel und andere mehr, in welchen man die Spuren eines guten Geschmacks mit Vergnügen bemerket.

Das letzte Exempel sey die Fabel von dem Wolfe und der Geis

Ein Geisz wolt uff ein weide gon,
Da liesz sie in dem stalle ston
Ein junge geisz, Ihr tochterlin:
Zu ir sprach sie, losz nyeman in,
Du solt die ture beslossen lon,
Haruszs solt du nit gon,
Wiss darinn, das ist dir güt,
So bist du vor dem Wolf behüt.
Da die geisz beslossen wart,
Wil schier ein wolff kam uff die fart.
Er ging zu dem stall drugenlich *),
Und geborte sich gleich
Der alten geisz in valschheit,
An stome, an Wandel und seit **)
Der jungen geisz: losz mich in,
Min trut liebes tochterlin!
Sie sprach, wer bistu stant davor?
Ich ton nit uff des stalles tor.
Min Mutter hat verboten mir,
Daß ich nit usz hin kome zu dir.
Ich kenne dich wol, die stym ist falsch.
Dich hilffent weder tutsch, noch welsch,
Du kommest nit hierin, somer got ***)!
Ich wil halten das gebot,
Das mir gebot min mütterlin,
Das ich nieman solt lassen in.
Du bist ein wolff, das sihe ich wol.

*) Betrüglich.
**) Saft.
***) Somer got, oder sommer gott, ist eine Betheurung, die so viel heißt, als: Bey Gott! So wahr mir Gott helfe!

Wann du biſt aller ſchalkheit vol.
Ach herrgott, wie viel der iſt
Uff erden, die denſelben liſt
Erzöigent mir ſuſſes boniaes wort,
Und iſt ſchande, ſchade und mort
In ihr herze alle begraben ꝛc.

Unter die Fabeldichter, die gegen das vierzehnte Jahrhundert gelebt haben, zählen wir auch den Hugo von Trymberg, einen Schulmann zu Babenberg. Er hat ein moraliſches Buch in Verſen geſchrieben, welches er den Renner nennet, und von welchem er ſaget:

In Schwaben, in Döringen und Franken,
Da ſollen teutſche Leute mir danken,
Das ich viel fremder Lere in han
In Teutſcher Zungen kundt gethan,
Die manch jar vor und dann noch heuer
In Teutſcher Sprache waren deuwer.

In dieſem Buche ſind verſchiedene, theils äſopiſche, theils andere Fabeln enthalten; und wer weiß, ob nicht einige darunter von ſeiner eigenen Erfindung ſind. Man kann von ſeiner Schreibart mit keiner Zuverläſſigkeit urtheilen, weil derjenige, der ihn 1549 zu Frankfurt am Mayn in Folio herausgegeben hat, ſo beſorgt geweſen iſt, und die ſchwäbiſche Mundart des Trymbergs nach der Sprache des 16ten Jahrhunderts verbeſſert oder deutlicher zu reden, verderbet hat. Wer Exempel von dieſer unzeitigen Sorgfalt ſehen will, darf nur den Morhof, von der deutſchen Sprache und Poeſie, auf der 352. Seite nachleſen. Es ſcheint wirklich, daß Trymberg die Sprache nicht ſo in der Gewalt gehabt hat, als der ungenannte Fabeldichter. Die Urſache mag wohl dieſe ſeyn, daß er ſich, als ein Schulmann, mehr auf das Latein geleget hatte, wie er ſaget:

Und wiſet, das ich wohl dreyßig jar
Meinen Sinn hatte auf Latein ſo gar
Geleit, das mir die Teutſchen Reimen
* * * * * *
So gar waren unbekannt,
Als ob ich führe in frembde Land
Und wölte eine ſprache lernen da.

Wie glücklich ſind wir in unſern Zeiten, daß wir dieſe Entſchuldigung nicht mehr nöthig haben! Unſere größten Gelehrten halten es für eine Ehre, ſowohl in der einen als in der andern Sprache zugleich ſchön zu ſchreiben, und dem Exempel des Cicero zu folgen, der bey ſeiner Geſchicklichkeit in der griechiſchen Sprache auch in ſeiner Mutterſprache vortrefflich ſchrieb.

Wenn nichts an unſerm Trymberg zu loben wäre: ſo verdienet er doch wegen der edlen Freyheit, mit welcher er die Laſter ſeiner Zeiten angreift, eine beſondere Hochachtung. Er fürchtet ſich vor

dem geiſtlichen und obrigkeitlichen Stande ſo wenig, daß er beyden die Wahrheit ganz unerſchrocken ſagt. Er folgt hierin dem Beyſpiele des beherzten Freydanks, welchen er ſehr oft mit großer Hochachtung anführt. Die Satyre hat auch viel zu enge Gränzen, wenn ſie ſich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beſchäftigen ſoll. Die Thorheiten der Großen machen beredter, als die Narrheiten der Niedrigen. Und man wird allemal finden, daß in dem Lande, wo die meiſte Freyheit herrſchet, auch die beſten und kräftigſten Satyren angetroffen werden. Den poetiſchen Geiſt des Herrn Trombergs mag ich eben nicht loben. Er hat geſunde und gute Lehrſprüche; aber hohe Gedanken und lebhafte Auszierungen wird man freylich nicht oft in ſeinen Gedichten finden. Wir betrachten ihn indeſſen jetzt nicht als einen erhabenen Dichter, ſondern als einen Fabelſchreiber. Doch auch in dieſer Betrachtung dürfte er wohl etliche Stufen unter dem Ungenannten zu ſtehen kommen. Ich will eine Probe von ſeiner Art zu erzählen herſetzen.

Von zweyen Mülen.

Ein Müle mit eym rädelein
Bey einem kleinen dörffelein
Hatte vor Zeiten ein armer mann
Das waſſer dem rädelein entrann
Und nicht hatte ſeinen vollen ſchwang,
Mit jammer es umbgieng und ſanck
Als ihm des waſſers not gebot:
Hilff Herre Gott, Hilff Herre Gott.
Nun war dabey ein dorff ſehr groß
Bey dem ein kräftig Waſſer floß
Das trieb zwey räder fölliglich
Sie ſchnapten mit eyander gliche:
Hilff oder laß, Hilff oder laß,
Die Erde ſey trucken, oder naß,
So hant wir genug tag und nacht
Uns wird ſo mancher Sack herbracht.
Dieſe mülen mögent uns wohl bedeuten
Auf erden reich, und arme leute.
Unſern Herren ruffent die armen an ꝛc.

In dem ſechzehnten Jahrhunderte hat ſich Burkard Waldis um die Fabel verdient zu machen geſucht, und vierhundert an der Zahl in Verſe gebracht, welche zu Frankfurt am Main 1548 in 8. im Drucke erſchienen ſind. Morhof gedenkt ſeiner in der deutſchen Poeterey der mittleren Zeit mit keinem Worte; und es ſcheint daher, daß er ihn für ſehr ſchlecht muß gehalten haben. Es iſt freylich leider bekannt, daß die deutſche Poeſie nach den glücklichen Zeiten der Kaiſer aus dem ſchwäbiſchen Hauſe ein ſehr ſchlechtes Anſehen bekommen, da ſie durch die Unruhen des Krieges aus den Händen

der Großen in die Hände des Pöbels gerathen, und endlich ein Zeitvertreib der ungehirnten Meistersänger geworden. Allein so schlecht sie auch in dem sechzehnten Jahrhunderte ausgesehen hat, wenn man Sebastian Brands und Johann Fischarts Arbeiten ausnimmt, von deren Stärke in der Dichtkunst die Herren Verfasser der schweizerischen kritischen Schriften in dem siebenten Stücke gehandelt haben: so glaube ich doch, daß man unserm Waldis zu viel thut, wenn man ihn etwa mit Hanns Sachsen in eine Reihe setzen wollte. Er weiß die weitläufige und oft müßige Art zu erzählen, die man ihm mit Recht vorwerfen kann, doch oft durch muntere Einfälle und lebhafte Beschreibungen wieder gut zu machen. Und er ist mehr zu bedauern, daß er nicht zu einer bessern Zeit gelebt hat, als daß er den Schimpf seiner Zeit und seiner verstümmelten Sprache entgelten sollte. Vielleicht werden einige Exempel von seiner Arbeit seinen Charakter besser bestimmen, als ich. Die Fabel vom Pferde und Esel lautet also:

Einsmals ein Pferd gebunden stund
Und het ein schönen Zaum im Mund
Der war mit güldnen Buckeln beschlagen
Auff seinem Rücken thet es tragen
Ein blanken Sattel schön geziert,
Ein Roßdecken mit Gold durchschniert
Es riß den Zügel bald entzwey
Und lief hinweg mit großem Geschrey,
Da kom ein Esel on gefehr
Mit seiner Last langsam daher,
Das Pferd fraß das Gebiß mit schaum
Sah zorniglich und sprach, gib raum
Wer hat dich solche mores gelert
Das du nicht weichst eim solchen Pferd?
Geh weg, gib raum, oder will dich schlagen
Das dich jr sechs von hinnen tragen.
Der Esel erschrack von dem schnurren,
Gab raum und durfft auch nit einst murren.
Das Pferd lief was es leibes mocht
Zu letst sichs on gefehr verrücht
Der wardt sein Herr von stundt gewar
Nam zu die schöne Rüstung gar
Verkaufft's dem Fuhrmann in den Karren
Der wollt damit hinweg fahren,
Das sahe der Esel lieff bald zu
Sprach, grüß dich freundt, wie siehest nu?
Wo ist das Gülden und Seiden zier
Der sehe ich jetzund keines an dir?
So lieber Freundt, so gehts auf Erden,
So muß hoffart gestrafet werden.

Von einer Frauwen,

die ihren sterbenden Mann beweinet.

Es war einmal ein junges Weib
Gar wohl gethan und schön von Leib,
Dieselb hett auch ein jungen Mann
Den kam ein elend Krankheit an,
Das er sich legen must zu Bett
Die Krankheit in fast engsten thet,
Daß er auch mit dem Tode facht,
Den hätt die Frauw in guter Acht.
Betrübt sich deß so mechtig sehr
Daß sie auch kaum kundt reden mehr.
Da sprach jr Vatter, Tochter mein,
Bett, wölleſt nit so traurig sein,
Würd dir jetzt schon der Mann absterben,
Ich wolt dir vmb ein andern werben,
Ich weiß auch daß derselb für allen
Dir baß den dieser sollt gefallen,
Vnd dich wol bald also gewehnen,
Daß dich nicht darfſt nach diesem sehnen.
Darob erzörnt die junge Frauw
Vnd sprach zum Vatter auf mein trauw,
Ihr seht ich bin betrübtes hertzen
Dennoch vermehrt jr mir den schmertzen,
Daß jr mir sagt vom andern Mann
Das wert ich zwar nicht hören kann
Das aus meines krancken Mannes lieb
Ich mich gar hertzlich sehr betrüb.
Bald thet derselbge Mann verscheiden
Darob der Frauwen hertzlich leiden
Mit Trauwrigkeit ward sehr vermehrt,
Wie uns die folgende that lehrt,
Mit weinen sie den Mann beklagt
Darneben auch jren Vater fragt,
Vnd sprach, ich bitt, mir sagen wöllen
Wie ills umb den jungen Gesellen
Von dem jr heut gesaget hat,
Jst er auch hie in dieser Statt?
Ihr seht, wo mich der Schuh jetzt drückt
Ob ich meines leidts möcht werden ergvickt.
Hier mag man sehen, wie die Frauwen
Je Männer meynen mit all trauwen
Bey dem sie zwanzig Jar gesessen
Könntens in einer stund vergessen

Doch wissens viel davon zu waschen,
Ist gleich als wenn ein'r kaufft ein Taschen
Vnd braucht sie lang bis sie wird alt
Vnd im ohn all gefahr entfallt
Geht hin zum Krämer kaufft ein neuw
So ists auch um der Frauwen reuw.

Ich übergehe hier verschiedene Fabelbücher, als den Reinecke Fuchs des Herrn von Alkmar, Georg Rollenhagens Froschmäusler und den Mücken- und Ameisenkrieg, weil sie alle drey nicht sowohl unter die äsopischen Fabeln, als unter die scherzhaften Heldengedichte gehören; in welcher Art sie, der harten und rauhen Verse ungeachtet, doch ihren Werth haben. Der Uebersetzer des Mückenkrieges ist nicht bekannt. Das Original ist von einem, der sich Cocalium genannt hat, in makaronischen, oder halb lateinischen und halb welschen Versen, aufgesetzet, wie die deutsche Vorrede sagt:

Dieser Krieg ist vor vielen Jahrn
Anfangs von eim beschrieben wern
Der sich genannt Cocalium,
Mit einer Art der Carminum,
Darin er vermischt Welsch mit Latein
Wie dieser Vers bey uns mag seyn:

Hei mihi Strassburgum quod non quea schawere turnum.
Cumque bonis quod non possum zechare Gesellis.

Ich will aus dem ersten Buche eine kurze Stelle anführen, wenn man etwa die Versart dieses Heldengedichts kennen lernen will. Nachdem sich der Bremen König Scanacaballa in der größten Eil auf seinem Rosse, einem Käfer, zu seinem Herrn Schwager Sanguileo, dem Könige der Mücken, begeben, der unlängst eine große Niederlage erlitten hatte: so beschließt er seine lange Anrede also:

Ich schwör bey meiner Kron,
Ja bey des großen Jovis Thron,
Daß ich alsbald ohn lenger Ziel
Der Mücken todt jetzt rechen wil.
Wil drey mal hundert tausend man
Allhier bringen auf diesen Plan,
Der allerbesten Bremen mein,
So sie in meinem Lande seyn,
Kriegshelden aller eren wert.
Eins teils zu Fuß, eins teils zu Pferd
Einen so wohl gerüsten Zeug
Dem nie kein Heer auf Erd war gleich.

Es giebt noch drey andere alte Fabelbücher, die losen Füchse dieser Welt, den Eselkönig, und den Gänsekönig, welche aber auch im eigentlichen Verstande nicht zu den äsopischen Fabeln gerechnet werden können. Die losen Füchse dieser Welt sind

nicht sowohl Fabeln als Sinnbilder, in welchen die Füchse unter allerley Gestalten und Trachten mit einer Beyschrift aus der Bibel vorgestellet werden, welche die Erklärung des Bildes seyn soll. Es mag nun Sebastian Brand, oder wer da will, der Verfasser dieses Buches gewesen seyn, so bringt es ihm, nach meiner Meynung, nicht viel Ehre. Man sieht darin wohl ein gutes Herz, aber wenig Witz, und in der ganzen Anlage wenig Ueberlegung. Wenn dem Vorredner zu der Dresdner Ausgabe von 1585 zu trauen ist: so wäre es schon im Jahre 1495 in brabandischer Sprache im Druck erschienen, und also älter, als der Reinicke Fuchs, weil wir von diesem keine ältere Ausgabe haben, als die Lübeckische von 1498 in 8. Wenn diese Nachricht ihre Richtigkeit hätte, so könnte Dr. Luther, wie einige geglaubt, das Buch nicht verfertiget haben. Daß aber Dr. Luther ein großer Freund von Fabeln gewesen, sieht man daraus, weil er die äsopischen hat reinigen und übersetzen wollen, auch wirklich 16 Stück übersetzt, und eine sehr schöne Vorrede von dem Nutzen der äsopischen Fabeln dazu verfertigt hat. Seine kurzen und körnichten Uebersetzungen lesen sich mit Lust. Man findet sie in dem neunten Theile seiner deutschen Werke, und auch in den hundert Fabeln Aesopi, welche Nathan Chyträus, ein Professor zu Rostock, 1571 in 8. herausgegeben hat. In eben dieser Ausgabe finden sich vier Fabeln, welche Dr. Mathesius, Luthers guter Freund, gemacht haben soll. Ich will eine davon hier einrücken. „Ein alter Hirtenhund, der seines Herrn viehe trewlich bewachte, „gehet zu Abend ein. Den pelfern die Polstethündlein auf der gas„sen ahn. Er trabt für sich, und sicht sich nicht umb. Wie er fürn „Kuttelhof kompt, fragt ihn ein fleischershund, wie er das gepelfer „leiden könne, und warum er nicht einen beym Kamm neme. Nein, „sagte der Hirtenhund, es zwackt und beisset mich keiner, ich muß „meine Zeen zum Wölfen haben.

„Ach wer bisweilen verhören könnte, und verantwortete nicht „alles, und ließ St. Petrus und Rolands schwert in der scheiden „stecken, der blieb lang ungebissen und vertrüg viel sachen."

Eben dieser Mathesius erzählt in seiner Predigt über Jothams Fabel, von Philipp Melanchthon, die er im Wiesenthale über Tische vorgebracht hatte, da man von dem Undanke der Welt gesprochen. Sie ist etwas lang, und vielleicht hat sie Melanchthon auch kürzer und anmuthiger erzählt, als sie uns Mathesius aufbehalten hat. Indessen verdient sie doch gelesen zu werden, da sie von einem so großen Manne kömmt, gesetzt daß auch die Erfindung nicht ganz sein wäre.

Der Welt Dank.

Eine große Schlang verfiel sich in einer Höle, und schrie jämmerlich. Ein Bawr kommt zum Loche, fragte, was da sey, sie bitt, er wölle ir heraus helfen. Traun, nein, sagt der man, an

bösen Thieren ist nichts gutes zu verdienen, ich sölte wol eine Schlang in meinem Busen aufziehen. Die Schlang helt an und verspricht dem Bawren, sie wölle im bey jrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten lohn liefern, so die Welt zu geben pflegt. Gift, gab, und große Verheissung bethören auch die weisen. Der Bawr hilft dem bösen und listigen Wurm heraus, daran will sie jn zu lohne fressen. Hab ich das umb dich verdienet? Ist das deiner Zusag gemeß? sagt der Bawr. Ich bin zweizúngig, sagt die Schlang, die welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bitt, der bringt jn gemeiniglich wieder dran. Wie der Bawr in engsten stehet, sagt die Schlang, da du mir nicht glauben willst, so wöllen wirs auf die nechsten zwey sehen, die vns begegnen, was die in dieser Sachen sprechen, das sol vns beyden wohl und wehe thun. Bald kompt ein altes pferd, dem legen sie die sache für, der Scheidman spricht: Ich habe meinem Kerner funfzehn jar gedienet, morgen wil er mich dem Schelmschinder geben, die welt lohnet nicht anders. Desgleichen spricht der alte Hund, auf den sie auch compromittiren, ich habe zehn jahr tag und nacht meinem junkern jagen und viel Füchs und Hasen fangen helffen, jetzt hat er seinem Weidman befohlen, er sol mich an eine Weide henken, das ist der Welt Lohn. Dem Bawrn wird bang zu muet, indem trabt ein Füchslein daher, dem legt der Bawr sein sach auch für, und verheißt jm all seine Hüner, er soll jm von dem bösen Wurm helffen. Der Fuchs unterwindet sich des Handels, beredt die Schlang, sie wölle jm die Höle zeigen, und was jr gefahr und des Bawr dienst gewesen sey. Man kompt zum Loch, der Fuchs fert ein, die Schlang hernach, und zeigt jm alle Gelegenheit. Inndes wischet der Fuchs heraus, und ehe sich die Schlang umwendt, weltzet der Bawr aufs Fuchsen abred, wider eine große wand für. Wie der Bawr erledigt, fordert der Fuchs, er soll jm aufn abend das Hünerhaus offen lassen. Der Bawr kompt heim, thut sein weib relation, und was er dem Fuchs für seine Procuratorey sey anheischig worden. Die Bewrin sagt: Hüner und Gense sein jr, er hab nichts zu vergeben. Der Bawr wil sein Wort nachkommen, leßt dem Fuchs das Hünerloch offen. Wie es die Fraw gewar wird, wartet sie mit jrem Schiermeister die nacht auf den Fuchs, vnd als er bona fiducia geschlichen kompt, verrennen sie jm das loch, vnd blewn auf jn zu, bis sie jn ergreiffen. Ach, sagt der Fuchs, ist denn das recht, und der Welt höchster Lohn, für die größte wohlthat, so bestettig ichs heut, armer schalck, die welt recht mit meinem Leben und bala.

Freylich gehet es auf erden nicht anders zu, wer der welt dienet, der verleuret nicht allein sein wohlthat, sondern kriegt mit der Zeit Teufels dank zu Lohn. Doch muß es endlich alles bezahlt werden, darumb vmb der welt lohn und danckes willen nichts angefangen, vmb jres vndankes und vntreuw willen nichts unterlassen.

Nunmehr komme ich auf zween prosaische Fabeldichter, die sich

von andern darin unterscheiden, daß sie nicht als Uebersetzer, sondern als Erfinder, das Reich der Fabeln haben erweitern wollen. Der erste ist Georg Phil. Harsdörfer, ein Rathsherr zu Nürnberg, und Mitglied der hochlöbl. fruchtbringenden Gesellschaft, der bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts gelebt hat. Er hat außer seinem Frauenzimmer-Gesprächspiele und verschiedenen andern Schriften, geistliche und weltliche Lehrgedichte, unter dem Titel, Nathan und Jotham, 1650 zu Nürnberg in 8. herausgegeben. Diese Lehrgedichte, „welche er zu sinnreicher Ausbildung der wahren Gottseligkeit, „wie auch aller löblichen Sitten und Tugenden verfertiget," bestehen in 150 geistlichen und eben so viel weltlichen Erzählungen. Wenn man diese Lehrgedichte kurz charakterisiren will, so darf man nur den Namen darüber setzen, den Harsdörfer in der fruchtbringenden Gesellschaft geführt hat. Er hieß der Spielende; und diesen Namen hat er in seinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meistens auf eine frostige Anspielung oder gezwungene Allegorie, und nicht selten auf ein Wortspiel hinaus. Doch würde man ihm zu viel thun, wenn man glauben wollte, daß unter dreyhundert Erfindungen nicht auch etliche gut wären. Ich will eine schlechte und eine etwas bessere hersetzen. Die erste heißt die Armuth. Ich will denjenigen loben, der wachend etwas so sinnreiches nachahmen kann.

Die Armuth.

Es hat sich ein Pestilenzischer Luft (die Armuth) von den Leichnamen der erschlagenen in dem Krieg, erhoben, etliche Häuser und Stättlein angestecket, und sobald er in ein Haus getroffen, das Zinn und Kupfer, das Geld aus der Kisten und aus dem Beutel geblasen, viel sind von einer Statt in die andere geflohen, viel sind über Meer entwichen, aus der andern Welte eine Artzney wider diesen giftigen Luft zu holen. So viel aber mit dem Goldmetall beladen wiederkommen, so viel und mehr sind unterweges ersoffen. Weil nun diese Pestin sehr überhand genommen, hat man um Rath gefragt, wie der Sache Hülffe zu schaffen? Dafür hat sich in der Apotheken der Hoffnung eine Artzney gefunden, welche von dem Manna des Gebets und von der Eberwurtz unverdrossener Arbeit gemacht worden. So viel ihrer diese Artzney mit vielen fasten und wachen gebrauchet, sind alle genesen, und hat solche den Gift von den Herzen getrieben, daß er ihnen nicht schaden können. Dieses Mittel ist durch einen Wiederhall oder Echo erfunden worden, in dem einer gerufen: ARO,
hat der Wiederruf geantwortet: ORA.

Es haben sich aber nicht wenig gefunden, so diese Artzney nicht gebrauchen, und lieber in der Faulsucht ihr Leben enden, daß sie theils ein Hauffen Kleide angethan, bevor sie erkrancket.

Tugend und Laster.

Es wohnten in einem Hause vier fromme Weibspersonen, welche sich zu gleicher Zeit schwanger, und sehr übel befanden. Als nun die Geburtsstunde herbey kame, brachten sie auf einen Tag vier abscheuliche Kinder, nehmlich zween Söhne und zwo Töchter auf die Welt. Die Wahrheit, welche die älteste und schönste unter besagten Frauen war, gebore den Haß, ein ungestaltes Kind mit schehlen Augen und spitzigen Klauen. Die Glückseligkeit, ein junges und freches Weib, brachte an das Licht den Stolz, eine Mißgeburt mit zween Köpfen, einem Leib und Schwanz gleich einer abscheulichen Schlange, mit Basilisken-Flügeln ꝛc. Die Sicherheit gebore eine Tochter, die nennte sie die Gefahr, die wollte klettern wie eine Katz, und hatte doch keine Klauen sich anzuhalten. Viertens erledigte sich die Vertreulichkeit einer Tochter, die nennte man die Verachtung. Wie nun die Eltern gute Freundschaft flogen, also wollten sie solche bey ihren Kindern erblich machen, und heirathet der Herr Haß die Fräulein Gefahr, und der Herr Stolz das Fräulein Verachtung.

Der andere von den Fabeldichtern aus dem verflossenen Jahrhunderte ist Just. Gottfr. Rabener, ein gelehrter Mann, der als Rector der Fürstenschule zu Meissen 1699 gestorben ist. Seine Fabeln, die unter dem Titel, Nützliche Lehrgedichte, 1691 zu Dresden in 8. herausgekommen, sind zu der Absicht, in welcher er sie für die Jugend aufgesetzt hat, sehr dienlich gewesen. Er scheint freylich den Fußtapfen des Herrn Hausdörfer zuweilen gefolget zu seyn, indessen ist es ihm weit besser geglückt, als jenem. Seine hundert Fabeln zeigen von einer fruchtbaren Erfindungskraft. Und wenn dieser wackere Mann nicht in dem schematischen Weltalter gelebet hätte, wo man recht tapfer allegorisiren mußte, wenn man witzig seyn wollte; wenn er sich ferner des Johann Valentin Andreä lateinische Apologen nicht zu Mustern genommen hätte, welche zu Strasburg unter dem Titel, Mythologia Christiana, 1619 herausgekommen, und nichts weniger, als gute Fabeln und Erzählungen sind; so würden seine Erfindungen nebst seiner Schreibart weit größere Vorzüge haben. Nach meinen Gedanken verdienten es seine Fabeln, daß man sie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte, und sie auf eine geringere Anzahl setzte. Etliche Blätter voller äsopischen Witzes, den ein kurzer und munterer Vortrag belebet, stiften bey der Jugend und bey tausend Erwachsenen vielleicht mehr Nutzen, als große Werke, worin man die Moral gründlich ausdehnet, mit einer tiefsinnigen Miene seicht und mit einem systematischen Geschreye trocken abhandelt. Weil das Buch des Herrn Rabeners auch nicht in Vieler Händen ist, so will ich ein paar Proben von seinen Fabeln geben.

Ein leichtfertiger Bube wollte einmahl in heissen Sommertagen in dem Strome baden, nebenst andern muthwilligen Knaben, wagete sich aber zu weit in den Strom, und wurde von demselben in eine gefährliche Tiefe geführet, in welcher er auch schon unterzusinken anfing. Als aber die andern Knaben hierüber heftig anfingen zu schreyen, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, sprang mit großer Gefahr in das Wasser, erhaschte den schon Ertrinkenden bey den Haaren, und brachte ihn also mit großer Mühe aufs trockene. Anstatt aber, daß der undankbare Vogel die Wohlthat erkennen, und sich dafür hätte bedanken sollen, lästerte er den ehrlichen Mann, und warf mit Steinen nach ihm, daß er ihn geraufft hätte. Also geht es auch treuen Predigern und Lehrmeistern, welche man mehrentheils mit Undank und Scheltworten lohnet, wenn sie ihre Zuhörer aus den vielen gefährlichen Lastern heben, und mit großer Mühe heraus reissen.

Spectrum Mansuetudinis.

Es rühmte ein Hund seine Sanftmuth gegen die andern, und vermahnete sie, daß sie inskünftige nicht mehr die unschuldigen fürüber gehenden Leute anfallen sollten. Diese verwunderten sich über seine ungewöhnliche Frömmigkeit, als welche wohl wußten, daß er fürdessen die Wandersleute bis zum Dorffe hinaus verfolgt hätte. Als sie aber genau auf sein Maul Achtung gaben, nahmen sie gewahr, daß ihm seine fördern Zähne alle mit einem Stein ausgeworffen worden. Solches wird erzählet wider dieselben Heuchler, welche viel von ihrer Frömmigkeit und Sanftmuth rühmen, wenn es ihnen an Kräften und Gelegenheit fehlet den Leuten zu schaden, wiewohl es ihnen an dem bösen Willen nicht mangelt; vor solchen aber muß man sich mehr, als vor den Kläffern hüten.

Dieses mag von etlichen deutschen Fabeln genug seyn. Ich weiß nicht, ob ich allen Lesern mit dieser Nachricht einen so gar großen Dienst gethan haben werde. Viele würden es vielleicht lieber gesehen haben, wenn ich von den Fabeln der neuern geredet und sie, nachdem sie es gewünschet, entweder recht unverschämt gelobet, oder recht kunstmäßig herunter gemacht hätte; aber zu beyden habe ich weder einen Beruf, noch die gehörige Geschicklichkeit und Verwegenheit. Vielen würde es lieber gewesen seyn, wenn ich einige poetische Ueberblickbsel von einer uralten griechischen oder lateinischen Fabel hätte auftreiben und sie mit einem historisch-philologisch-kritischen Commentariolo von sechs oder zwölf Bogen versehen können. Z. B. wenn ich die Grenzen der Gelehrsamkeit mit einigen wiederhergestellten Versen aus einer Fabel des Ennius hätte erweitern können, die, wie Gellius berichtet, von der Heidelerche (cassita) handelte, und in versibus quadratis geschrieben war. Doch anstatt, daß einige deswegen Ursache ha-

den sollten, auf mich zu zürnen, so sollten sie mir vielmehr danken, daß ich ihnen eine Materie weggenommen habe, bey der sie ihre Gelehrsamkeit ohne Prahlerey zeigen können. Vielen würde es vielleicht lieber gewesen seyn, wenn ich eine Abhandlung von der Fabel, von ihren Fehlern und Schönheiten, an dieser Stelle angebracht hätte. Allein da Herr Lamotte vor seinen Fabeln, Herr Breitinger in seiner kritischen Dichtkunst, Herr Bodmer in der Vorrede zu dem halben Hundert neuer Fabeln, und andere gelehrte Männer mehr bey uns diese Arbeit über sich genommen haben; so wird man die meinige sehr gut entbehren, und dafür diese Nachricht von einigen alten Fabeln lesen, oder überblättern können.

Von meinen Fabeln, die ich dem Leser überliefere, weiß ich nichts weiter zu sagen, als daß ich erwarte, ob sie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu mißfallen. Das erste wird mir die größte Belohnung seyn, die ich mir für meine Bemühung nur wünschen kann: das andere die größte Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen lassen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren oder zu vergnügen.

Leipzig, im Märzmonat 1746.

Inhalt.

Fabeln und Erzählungen.

Erstes Buch.

	Seite
Die Nachtigall und die Lerche	1
Der Geiz	2
Der Tanzbär	3
Die Geschichte von dem Hute	4
Der Greis	6
Das Füllen	—
Chloris	8
Der Kranke	10
Der Fuchs und die Elster	11
Das Land der Hinkenden	12
Inkle und Yariko	13
Der Kukuk	16
Das Gespenst	—
Der Selbstmord	17
Die Wettschwester	18
Der Blinde und der Lahme	20
Der Hund	21
Der Prozeß	23
Der Bettler	26
Das Pferd und die Bremse	—
Die Reise	27
Das Testament	29
Damötas und Phyllis	30
Die Widersprecherinn	32
Das Heupferd oder der Grashüpfer	34
Semmon und das Orakel	—
Das Kartenhaus	36
Die zärtliche Frau	37
Der zärtliche Mann	38
Die Spinne	40
Die Biene und die Henne	—
Der süße Traum	42
Der Reisende	44
Der erhörte Liebhaber	45
Der glücklich gewordene Ehemann	47
Der gütige Besuch	48
Der Arme und der Reiche	49
Damokles	—
Die beyden Hunde	51
Selinde	52
Der Schatz	54

Seite

Meninx 55
Der unsterbliche Autor 56
Der grüne Esel 57
Der baronisirte Bürger 58
Der arme Schiffer 59
Das Schicksal 60
Lisette 62
Die Verschwiegenheit 63
Die junge Ente 65
Die kranke Frau 66
Der gute Rath 69
Die beyden Mädchen 70
Der Maler 71

Zweytes Buch.

Die beyden Schwalben 73
Das Unglück der Weiber 74
Der sterbende Vater 76
Der junge Dreher 77
Die glückliche Ehe 79
Die beyden Wächter 80
Das Kutschpferd 81
Die Fliege 82
Der arme Greis 83
Galliste 85
Der Affe 87
Der Bauer und sein Sohn . . . . . —
Der glückliche Dichter 89
Die Mißgeburt 90
Die Ente 92
Till 93
Gleant . . . . . —
Der Wucherer 94
Der Tod der Fliege und der Mücke 95
Amont 96
Herodes und Herodias 97
Der Freygeist 01
Das Vermächtniß 02
Die Gutthat 03
Der Candidat . . . . . —
Die schlauen Mädchen 104
Epictet 105
Elpin 106
Das Hospital 107
Der betrübte Wittwer 109
Der Tartarfürst 110
Der junge Prinz 111
Das neue Ehepaar . . . . . —
Der Jüngling 115
Graft 116
Das Pferd und der Esel 117
Cotill . . . . . —
Der beherzte Entschluß 118
Der junge Gelehrte 119
Das junge Mädchen 120
Die beyden Knaben . . . . . —

Seite

Die Bauern und der Amtmann 121
Der Freyer 123
Emil . . . . . —
Der Knabe 124
Der Lügner . . . . . —
Die Frau und der Geist 125
Philinde 126
Aleest 127
Der wunderbare Traum 128
Der Polyhistor 130
Die Nachtigall und der Kukuk 131

Drittes Buch.

Der Informator 132
Elmire und Selinde 134
Hanns Nord 135
Der alte Dichter und der junge Kritikus 137
Aleest . . . . . —
Der gehoffte Ruhm 138
Der Freundschaftsdienst 140
Der großmüthige Räuber . . . . . —
Gotill *) 141
Der Arme und das Glück 142
Der Schwätzer . . . . . —
Der ungerathene Sohn 143
Die beyden Schwarzen 144
Der fromme General 145
Rhunfelt und Lucia 146
Der Schäfer und die Sirene 149
Die Bienen 150
Der Held und der Reitknecht 151
Die Lerche und die Nachtigall 152
Der Knabe und die Mücken 153
Die Wachtel und der Hänfling 154
Der Hochzeittag 155
Die Elster und der Sperling 156
Der Geheimnißvolle 157
Die Lerche 158
Die beyden Wanderer 159
Das Glück und die Liebe 160
Der Affe 163
Die Wittwe. Ein Mährchen 164
Der junge Krebs und die Seemuschel 166
Das Kind mit der Scheere 167
Die Affen und die Bären 169
Der Leichtsinn 170
Der reiche Geizhals . . . . . —
Das Testament 172
Grispin und Grispine 173
Der Jüngling und der Greis 175

*) Sollte heißen: Dorant.

Fabeln und Erzählungen.

Erstes Buch.

Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst;
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerin nicht genug bewundern konnte:
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren
Ließ Philomele sich noch zweymal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr,
Und spricht: Du singst viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.
Doch Philomele lacht und spricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg im Singen der Natur;
So lange sie gebeut, so lange sing ich nur.
So bald sie nicht gebeut, so hör ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, so lang ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken:
So singt, so lang ihr feurig seyd,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren;
Und scheint euch die nicht mehr geneigt:
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Der Zeisig.

Ein Zeisig wars und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu singen.
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süsse Schall.
„Ach welcher singt von beyden doch so schön?
„Den Vogel möcht ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle beyde;
Doch welcher wird der schöne Sänger seyn?
Getraust du dich, mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweymal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin.
Der, spricht er, muß es seyn, so wahr ich ehrlich bin.
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;
Dem andern sieht mans gleich an seinen Federn an,
Daß er nich's kluges singen kann.

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft wie dieſer Knabe ſchließt?
Wem Farb und Kleid ein Anſehn geben,
Der hat Verſtand, ſo dumm er iſt.
Star kömmt, und kaum iſt Star erſchienen,
So hält man ihn auch ſchon für klug.
Warum? ſeht nur auf ſeine Mienen,
Wie vortheilhaft iſt jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geſchicke;
Doch weil die Miene nichts verſpricht:
So ſchließt man bey dem erſten Blicke,
Aus dem Geſicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verſtand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit ſein Brod ertanzen müſſen,
Entrann, und wählte ſich den erſten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küſſen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern ſah,
So hieß es: Petz iſt wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgeſtanden,
Was er geſehn, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen redte,
Als ging er noch an ſeiner Kette,
Auf polniſch ſchön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen ſahn,
Bewunderten die Wendung ſeiner Glieder,
Und gleich verſuchten es die Brüder;
Allein, anſtatt wie er zu gehn,
So konnten ſie kaum aufrecht ſtehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um deſto mehr ließ ſich der Tänzer ſehn;
Doch ſeine Kunſt verdroß den ganzen Haufen.
Fort, ſchrieen alle, fort mit dir!
Du Narr, willſt klüger ſeyn als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sey nicht geſchickt, man wird dich wenig haſſen,
Weil dir dann jeder ähnlich iſt;
Doch je geſchickter du vor vielen andern biſt,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend ſehn zu laſſen.
Wahr iſts, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künſten rühmlich ſprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid
Und macht aus der Geſchicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geſchichte von dem Hute.

Das erſte Buch.

Der erſte, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug ſeinen Hut unaufgeſchlagen;
Die Krempen hingen flach herab;
Und dennoch wußt er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Anſehn gab.
Er ſtarb, und ließ bei ſeinem Sterben
Den runden Hut dem nächſten Erben.
Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er ſinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempen aufzuſteifen.
Drauf läßt er ſich dem Volke ſehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung ſtehn,
Und ſchreyt: Nun läßt der Hut erſt ſchön!
Er ſtarb, und ließ bei ſeinem Sterben
Den aufgeſteiften Hut dem Erben.
Der Erbe nimmt den Hut und ſchmählt.
Ich, ſpricht er, ſehe wohl, was fehlt.
Er ſetzt darauf mit weiſem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O, rief das Volk, der hat Verſtand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht ſein Vaterland!

Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den dreyfach ſpitzen Hut dem Erben.
Der Hut war freylich nicht mehr rein;
Doch ſagt, wie konnt es anders ſeyn?
Er ging ſchon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn ſchwarz, damit er was erfände
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit ſah keiner noch, als der geſehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich,
Schwarz, Brüder, ſchwarz! ſo ſchickt es ſich
Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den ſchwarzen Hut dem nächſten Erben.
Der Erbe nimmt ihn in ſein Haus,
Und ſieht, er iſt ſehr abgetragen;
Er ſinnt, und ſinnt das Kunſtſtück aus,
Ihn über einen Steck zu ſchlagen.
Durch heiße Bürſten wird er rein,
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle ſchreyen:
Was ſehn wir? Sind es Zaubereyen?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finſterniß verſchwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieſer große Geiſt erfand.
Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.
Erfindung macht die Künſtler groß
Und bey der Nachwelt unvergeſſen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Treſſen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn ſeitwärts auf den Kopf.
Ihn ſieht das Volk, und taumelt vor Vergnügen.
Nun iſt die Kunſt erſt hoch geſtiegen!
Ihm, ſchrie es, ihm allein iſt Witz und Geiſt verliehn;
Nichts ſind die andern gegen ihn!
Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.

Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buchs.

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweyten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt:
Das Außenwerk war neu; er selbst, der Hut, blieb alt.
Und, daß ichs kurz zusammen zieh,
Es ging dem Hute fast wie der Philosophie.

Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr die Welt gesehn.
Und wird mir jetzt kein Lied gelingen:
So wird es ewig nicht geschehn.
Von einem Greise will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten
Von ihm, von diesem Greise, sah.
Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
Ich laß euch allen Wein und Liebe,
Der Greis nur soll mein Loblied seyn.
Singt von Beschützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich singe nicht von Heldenthaten;
Der Greis sey meine Poesie.
O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren
Du Ruhm, den sich mein Geist erwarb;
Hört, Zeiten, hörts! Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reiters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt;

Dieß Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reuter schmückt.
Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reutzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sichs selber wohl.
Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.
Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan.
Allein wie gings am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück
Und schwitzend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er ist zu meines Reuters Nutzen
Und meiner Sklaverey erdacht.
Was wünscht man sich bey jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen!
Und, seiner Freyheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen,
Und desto tiefrer Sklaverey.

Chloris.

Aus Eifersucht des Lebens satt,
Warf Chloris sich betrübt auf ihre Lagerstatt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief sie die Venus brünstig an,
Ihr einen leichten Tod zu schenken.

Vielleicht war dieß Gebet so eifrig nicht gemeint.
Verliebt und jung zu seyn, und um den Tod zu flehen:
Wem dieß nicht widersprechend scheint,
Der muß die Liebe schlecht verstehen.

Doch mitten in der größten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört sie auf zu beten,
Und wünscht nicht mehr, entseelt zu seyn.
Er sagt ihr tausend Schwüre ehe;
Er seufzt, er fleht, er schwört, er küßt.
O Chloris! laß dichs nicht gereuen,
Daß du noch nicht gestorben bist;
Dein Damon schwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könntest du ihn doch durch deinen Tod betrüben!

Der meisten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beyde kurze Zeit:
Und Chloris ließ sich bald versöhnt von dem umfangen,
Den sie vor kurzem noch des Hasses würdig fand.
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen,
Und streichelt ihn mit buhlerischer Hand.

Doch schnell erstarren ihre Hände.
Wie, Venus! nähert sich ihr Ende?
Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;
Zu Flügeln werden ihre Hände;
Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überziehn die Haut.
Ists möglich, daß ich dieses glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.

Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier sieht er seine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreymal ums Gesicht,
Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch, als Taube, noch zu lieben.
Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O seht, wie putzt sie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waschfaß hin, thut, was sie sonst gethan,
Fängt Hals und Brust zu baden an.
Wie schön hör ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht;
Sie hat, als Chloris schon, oft über nichts gelacht.
Jetzt naht sie sich dem großen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Mienen sich geübt,
Besieht den weißen Hals, bewundert ihre Flügel,
Und fängt schon an, in sich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz sich kostbar zu geberden.
Ach Götter! ruft ihr Freund betrübt,
Laßt diese Taube doch zur Chloris wieder werden.
Umsonst, spricht Venus, ist dein Flehn!
Zur Taube schickte sie sich schön,
Und niemals werd ich ihr die Menschheit wieder geben.
Sie hat geseufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich stets geputzt, und nie gedacht;
Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.
O! wenn sich nur die Göttin nicht entschließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben so, wie Chloris, handeln!
Man sagt, daß sie es Willens ist.
Ach! Göttin, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und früh auf seiner Brust ein Täubchen sitzen sehn.
Mich dauert im voraus manch reizendes Gesicht.
O liebe Venus, thu es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befreyn.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magisch Mittel vor,
Ihr müßt euch, zischt sie ihm ins Ohr,
Auf eines Frommen Grab bey früher Sonne setzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreymal die Hand, dreymal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau!
Der Kranke that, was ihm die Alte sagte,
Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu seyn?
Er ging zum Kirchhof hin, und zwar, sobald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein,
Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
„Läßt, Wandrer, dich sein Grabmal lesen,
„Er war das Wunder seiner Zeit,
„Das Muster wahrer Frömmigkeit;
„Und daß man viel mit wenig Worten sagt:
„Er ists, den Kirch und Schul, und Stadt und Land beklagt.
Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
Hier nahm sein Schmerz allmählig ab
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und ohne Schmerz und ohne Stab,
Verließ er dieses fromme Grab.
Ach! rief er, läßt kein Stein mich lesen
Wer dieser fromme Mann gewesen?

Der Küſter kam von ohngefähr herbey;
Den fragt der Mann, wer hier begraben ſey?
Der Küſter läßt ſich lange fragen,
Als könnt ers ohne Scheu nicht ſagen.
Ach! hub er endlich ſeufzend an:
Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereyen glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der loſe Kunſte trieb,
Comödien und Verſe ſchrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Böſewicht.
Nein! ſprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute ſchalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem ſein Grab ſo rühmlich ſpricht,
Der war gewiß ein Böſewicht.

Der Fuchs und die Elſter.

Zur Elſter ſprach der Fuchs: O! wenn ich fragen mag,
Was ſprichſt du doch den ganzen Tag?
Du ſprichſt wohl von beſondern Dingen?
Die Wahrheit, rief ſie, breit ich aus.
Was keines weiß heraus zu bringen,
Bring ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.
Dürft ich, verſetzt der Fuchs, mit Bitten dich beſchweren:
So wünſcht ich mir etwas von deiner Kunſt zu hören.
So, wie ein weiſer Arzt, der auf der Bühne ſteht,
Und ſeine Künſte rühmt, bald vor, bald rückwärts geht,
Sein feidnes Schnupftuch nimmt, ſich räuſpert, und dann ſpricht;
So lief die Elſter auch den Aſt bald auf, bald nieder,
Und ſtrich an einen Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht ein ſehr gelehrt Geſicht.
Drauf fängt ſie ernſthaft an, und ſpricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?

Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich
Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweis es gleich mit Gründen.
Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang er stille steht;
Doch merken Sie, was ich jetzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nur Ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Jetzt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort.
So oft Sie nach den Hühnern reisen.
Daraus zieh ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sey Ihr fünfter Fuß;
Und dieß, Herr Fuchs, war zu beweisen.

Ja, dieses hat uns noch gefehlt;
Wie freu ich mich, daß es bey Thieren
Auch große Geister giebt, die alles demonstriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder Sie verstehn, sprach dieses schlaue Vieh,
Um desto mehr beweisen Sie.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestolpert, wenn er redte,
Nicht, wenn er ging, gehinket hätte;
Denn beydes hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand;
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müssen.
Und ging einher mit steifen Füßen.
Er ging, ein jeder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehen,
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!

Der Fremde hielts für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.
Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Bloß, weil er klüger ist, als wir.

Inkle und Yariko.

Die Liebe zum Gewinnst, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,
Der ungewissen See auf Brettern Preis zu geben;
Die Liebe zum Gewinnst, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
Denn Handeln war sein Witz, und Rechnen seine Tugend.
Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwert bekehrt,
Das wir das Christenthum und unsern Geiz gelehrt,
Er sieht Amerika; doch nah an diesem Lande
Zerreißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt es ihm am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Britten los; und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwerdt. Nur Inkle soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft, mit verwirrtem Sinn,
Der Britte sich zuletzt bey einem Baume hin;
Umringt mit naher Furcht und ungewissem Grämen,
Ob Hunger oder Schwerdt ihm wird das Leben nehmen.
Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein schüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebusch hervor,

Und ſieht mit ſchnellem Blick den Europäer liegen.
Sie ſtutzt. Was wird ſie thun? Beſtürz' zurücke fliegen?
O nein! ſo ſtreng und deutſch ſind wilde Schönen nicht.
Sie ſieht den Fremdling an; ſein rund und weiß Geſicht,
Sein Kleid, ſein lockigt Haar, die Anmuth ſeiner Blicke,
Gefällt der Schönen wohl, hält ſie mit Luſt zurücke.
Auch Inklen nimmt dieß Kind bey wilder Anmuth ein.
Unwiſſend in der Kunſt, durch Zwang verſtellt zu ſeyn,
Verräth ſie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge ſprach von Gunſt, und bat um Gegenliebe.
Die Indianerin war liebenswerth gebaut.
Durch Mienen redt dieß Paar, durch Mienen wirds vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten ſpeiſt ſie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durſt ſich zu befreyn.
Durch Lächeln räth ſie ihm, getroſt und froh zu ſeyn.
Sie ſah ihn zehnmal an, und ſpielt an ſeinen Haaren,
Und ſchien verwundrungsvoll, daß ſie ſo lockigt waren.
So oft der Morgen kömmt, ſo macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Zärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden ſchlage!
Sie bringt ihm manch Geſchenk, und ſchmückt ſein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von ſchönen Muſchelſchalen
Muß, wenn ſie ihn beſucht, um ihre Schultern pralen.
Zur Nachtzeit führt ſie ihn zu einem Waſſerfall,
Und unter dem Geräuſch mit Philomelens Schall
Schläft unſer Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht ſie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz ſo edel ſeyn?
Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein;
Sie unterreden ſich durch ſelbſt erfundne Töne:
Kurz, er verſteht ſein Kind, und ihn verſteht die Schöne.
Oft ſagt ihr Inkle vor, was ſeine Vaterſtadt
Für ſüße Lebensart, für Koſtbarkeiten hat.
Er wünſcht, ſie neben ſich in London einſt zu ſehen;
Sie hörts, und zürnet ſchon, daß es noch nicht geſchehen.

Dort, spricht er, kleid ich dich, und zeiget auf sein Kleid,
In lauter bunten Zeug, von gröſter Kostbarkeit;
In Häusern, halb von Glas, bespannt mit raschen Pferden,
Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden,
Vor Freuden weint dieß Kind, und sieht, indem sie weint
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erscheint.
Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu entdecken;
Sie sieht ein Schiff am Strand, und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland
Aus Treue gegen ihn, und eilt, an seiner Hand,
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London wäre.
Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort,
Und fliegt nach Barbados*); doch dieses war der Ort,
Wo Inkle ganz bestürzt sein Schicksal überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dieß war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
So hab ich, fing er an, um arm zurück zu kommen,
Die fürchterliche See mit Müh und Angst durchschwommen?
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und führt Yariko zum Sklavenhändler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyranney verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverey verhandelt.
Sie fällt ihn um den Hals, sie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreyt. Nichts! er verkaufet sie.
Mich, die ich schwanger bin, mich! fährt sie fort zu klagen.
Bewegt ihn dieß? Ach ja! Sie höher anzuschlagen.
Noch drey Pfund Sterling mehr! Hier spricht der Britte froh,
Hier Kaufmann, ist das Weib, sie heißt Yariko!

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich gewesen!
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil lesen!
Die gröſte Redlichkeit, die allergröſte Treu
Belohnst du, Böſewicht! gar noch mit Sklaverey?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,

*) Barbados ist eine von den caraibischen Inseln, welche den Engländern zugehöret. Es wird ein groſser Sklavenhandel daselbst getrieben.

Das dich dem Tod entriß, und ihrem Volk entſagte,
Mit dir das Meer durchſtrich, und, bey der Glieder Reiz,
Das beſte Herz beſaß, verhandelſt du aus Geiz?
Sey ſtolz! kein Böſewicht bringt dich um deinen Namen;
Nie wird es möglich ſeyn, dein Laſter nachzuahmen.

Der Kukuk.

Der Kukuk ſprach zu einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war,
Was ſpricht man, fing er an zu ſchreyen,
Was ſpricht man in der Stadt von unſern Melodeyen?
Was ſpricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.“
Und von der Amſel? fuhr er fort.
„Auch dieſe lobt man hier und dort.“
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
„Was, rief er, ſpricht man denn von mir?“
Das, ſprach der Staar, das weiß ich nicht zu ſagen;
Denn keine Seele redt von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir ſelber ſprechen.

Das Geſpenſt.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Geſpenſt gequält.
Er ließ, des Geiſts ſich zu entwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberſpruch.
Der Geiſt entſetzte ſich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weißen Tuch,
Ihm alle Nächte den Beſuch.
Ein Dichter zog in dieſes Haus.
Der Wirth, der bey der Nacht nicht gern allein geweſen
Bat ſich des Dichters Zuſpruch aus,
Und ließ ſich ſeine Verſe leſen.

Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl gefiel.
Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,
Erschien, und hörte zu; es fing ihn an zu schauern;
Er konnt es länger nicht, als einen Auftritt, dauern;
Denn, eh der andre kam, so war er nicht mehr da.
Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wiederkommen.
Der Dichter las; der Geist erschien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! sprach der Wirth bey sich, dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?
Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
So bald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken;
Johann! fing drauf der Wirth gewaltig an zu schreyn,
Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der Güte seyn,
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.
Der Geist erschrak, und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiße Geist verschwand,
Und ließ sich niemals wieder sehen.

Ein jeder, der dieß Wunder liest,
Zieh sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut:
So kann uns dieß zum großen Troste dienen.
Gesetzt, daß sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweis erschienen:
So wird, um sich von allen zu befreyn,
An Versen doch kein Mangel seyn.

Der Selbstmord.

O Jüngling lern aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beyſpiel wohlerzogner Jugend,
Des alten Vaters Troſt und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab;
Den zwang die Macht der ſchönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn;
Er ſeufzt, er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war ſein Flehn.
Fußfällig klagt er ihr ſein Leiden;
Umſonſt! Climene heißt ihn fliehn.
Ja, ſchreyt er, ja ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn.
Er reißt den Degen aus der Scheide,
Und . . o was kann verwegner ſeyn!
Kurz, er beſieht die Spitz und Schneide,
Und ſteckt ihn langſam wieder ein.

Die Betſchweſter.

Die frömmſte Frau in unſrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die ſtets den Mund voll Andacht hat,
Wird dieſe nicht ein Lied verdienen?
Wie lehrreich iſt ihr Lebenslauf!
Kaum ſteht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenſchlage:
So ſucht ſie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob ſie gleich den Schritt in ſechszig ſchon gethan:
So ruft ſie doch den Herrn noch heut um Keuſchheit an.
Und ob ſie gleich noch nie ſich ſatt gegeſſen:
So fleht ſie doch um Mäßigkeit im Eſſen,
Und ob ſie gleich auf alle Pfänder leiht:
So ſeufzt ſie doch um Troſt bey ihrer Dürftigkeit.
Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie lieſt das Jahr hindurch die Bibel zweymal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.
Zwölf Lieder ſtimmt ſie täglich an.
Wer kömmt? Iſts nicht ein armer Mann?

Geh, Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören?
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.
Geh nur, und hungre, wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor,
Soll sie dieß Herz vom Himmel lenken,
Und itzt an einen Armen denken?
Sie singt, und trägt das Essen singend auf,
Sie ißt, und schmält auf böser Zeiten Lauf;
Allein wer klopft schon wieder an die Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Bissen Brod = =
„Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, ihr singt und betet nicht?
„Seyd fromm, und denkt an eure Pflicht:
„Der Herr vergißt die Seinen nicht.
„Wann seht ihr mich denn betteln gehen?
„Allein, man muß zu Gott auch brünstig schreyn und flehen!"
Doch ist die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, und zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn, als Erbarmen?
Nein, nein! Sie dient und hilft den Armen;
Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis,
Und weis't sie zum Gebet und Fleiß;
Ist dieses nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemüthern.
Ist wohl ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
Das, in der Noth, bey ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen:
So eilt sie doch dem Weibe beyzuspringen.
Ach ja! Beatens Herz ist willig und bereit,
Die Welt mag noch so viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein, sie weiß sich auch die Todten zu verbinden.
Wann wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
Wann sprechen nicht die Leichengäste:
Beatens Kranz war doch der beste!

Welch schönes Crucifix! von wem wird dieses seyn?
Beate schickts, und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! Erlebt sie mein Erblassen:
So wird sie meinen Sarg gewiß versilbern lassen.
Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird sie künftigs neue Jahr,
So sehr die andern sie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, sie solls aus Ehrsucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der izt in die Collecte
Mit langsam schlauer Hand ein volles Briefchen steckte?
Beate wars, sie leiht dem Herrn,
Und was sie giebt, das giebt sie gern.
Was kann denn sie dafür, daß es die Leute sehen?
Beate laß die Lästrer schmähen.
Und laß sie aus Verläumdung sprechen:
Du wollst die Allmacht nur bestechen,
Daß für den Wucher, den du treibst,
Du einstens ungestrafet bleibst.
Laß dich von andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;
Als wäre dieß für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn andern Noth und Unglück dräut;
Als hättest du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, schweigt! dieß kann nicht seyn;
Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein.

Der Blinde und der Lahme.

Von ohngefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.
Dir, spricht der Lahme, beyzustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheints, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entſchließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege ſagen:
So wird dein ſtarker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines ſeyn.
Der Lahme hängt mit ſeinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt alſo dieſes Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du haſt das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieſer Unvollkommenheit
Entſpringet die Geſelligkeit.
Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd er nur für ſich allein,
Und nicht für mich bekümmert ſeyn.
Beſchwer die Götter nicht mit Klagen.
Der Vortheil, den ſie dir verſagen,
Und jenem ſchenken, wird gemein,
Wir dürfen nur geſellig ſeyn.

Der Hund.

Phylax, der ſo manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch ſein Bellen widerſtanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu ſtehlen wußte,
Selber zweymal weichen mußte,
Dieſen fiel ein Fieber an.
Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte ſich der Hund bequemen,
Wider Willen einzunehmen.
Selbſt des Nachbar Gaſtwirths Müh
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doctor ausgeſtanden,
War vergebens bey dem Vieh.

Kaum erſcholl die ſchlimme Poſt
Als von ihrer Mittagskoſt
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu beſuchen, rannten.
Pantelon, ſein beſter Freund,
Leckt ihm an dem heißen Munde.
O! erſeufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint!
Ach! rief Phylax, Pantelon!
Iſts nicht wahr, ich ſterbe ſchon!
Hätt ich nur nichts eingenommen,
Wär ich wohl davon gekommen.
Sterb ich Aermſter ſo geſchwind;
O! ſo kannſt du ſicher ſchreyen,
Daß die vielen Arzeneyen
Meines Todes Quelle ſind.
Wie zufrieden ſchlief ich ein!
Sollt ich nur ſo manches Bein,
Das ich mir verſcharren müſſen,
Vor dem Tode noch genießen.
Dieſes macht mich kummervoll,
Daß ich dieſen Schatz vergeſſen,
Nicht vor meinem Ende freſſen,
Auch nicht mit mir nehmen ſoll.
Liebſt du mich, und biſt du treu,
O! ſo hole ſie herbey;
Eines wirſt du bey den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab ich nur noch geſtern Morgen
In dem Winterreis verborgen;
Aber friß mir keins davon.
Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax noch, bey ſchwachem Muthe,
Nach dem Dunſt von ſeinem Gute.
Endlich, da ſein Auge bricht,
Spricht er: laß mir alles liegen!

Sterb ich, so sollst du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht.
Sollt ich nur so glücklich seyn,
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich •• doch ich mags nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd ich wiederum gesund,
Will ich dir bey meinem Leben
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst •• Hier starb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg,
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben;
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Der Prozeß.

Ja, ja Prozesse müssen seyn!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht' und streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, setz alles auf
Und laß dem Handel seinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

Was sprecht ihr, Nachbar? Dieser Rein,
Der sollte, meint ihr, euer seyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.
„Nicht doch, Gevatter, nicht, ihr irrt;
„Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,

„Von denen jeder sagen wird,
„Daß lange vor der Schwedenzeit . .“
Gevatter, ihr seyd nicht gescheit!
Versteht ihr mich, ich wills euch lehren,
Daß Rein und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch thun.
So saget Kunz, schlägt in die Hand,
Und drückt den spitzen Hut die Quere.
„Ja, eh ich diesen Rein entbehre,
„So meid ich lieber Gut und Land.“
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet zu der nahen Stadt.
Allein, Herr Glimpf, sein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich seyn?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt euch, stellt das Reden ein,
Sonst werd ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen.
Ich sag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüßt Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen —
Der, denkt nur, spricht, der schmale Rein,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein den will ich sehn, der mich darum betrüget
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Hafer noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O! dient mir wider ihn, und helft die Sach entscheiden.
Kein Mensch, versetzt Herr Glimpf, dient freudiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;

Aus euern Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dieß thut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Prozeß, seit zwanzig Jahren
Von mir verloren worden ist?
Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr sollt sie nicht verlieren.
Glimpf reitet fort! Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich euch versprach.
Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird vollgeschrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müssen schwören,
Und, diese schwören insgesammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rein ihm gar nicht zugehörte.
Ey, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht.
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.
Manch widrig Urtheil kömmt; doch laßt es widrig klingen
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Prozesse seinen Lauf,
„Ich schwör euch, endlich durchzudringen;
„Doch . .“
Herr, ich hör es schon; ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein, warum so lange Zeit?
Dieß, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.
Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabey gelitten;
Allein was thuts, daß Haus und Hof verstritten,
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rein gewinnt.

O! ruft er, lernt von mir, den Streit aufs höchſte treiben;
Ihr ſeht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus
Und bat ſich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.
Ich, ſprach er, kenn ihr chriſtlich Herze;
Sie ſorgen gern für andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An ihres Nächſten Elend Theil.
Ich weiß, mein Flehn wird ſie bewegen!
Sie ſehn, ich fordre nichts mit Unbeſcheidenheit;
Nein, ich verlaſſe mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf ihre Gütigkeit.

Dieß iſt die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn ſie um unſern Beyfall flehn;
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Fordrung zu verſtehn.
Der Autor will den Beyfall nicht erpreſſen;
Nein, er verläßt ſich bloß auf unſre Billigkeit;
Doch, daß wir dieſe nicht vergeſſen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beyden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremſe.

Ein Gaul, der Schmuck von weißen Pferden,
Von Schenkeln leicht, ſchön von Geſtalt,
Und, wie ein Menſch, ſtolz in Geberden,
Trug ſeinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem ſtolzen Gange
Ihm eine Brems entgegen zog,
Und durſtig auf die naſſe Stange
An ſeinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem weißen Schaume,
Der häufig am Gebiſſe floß.

Geſchmeiße! ſprach das wilde Roß,
Du ſcheuſt dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfſt du wohl ein Pferd erbittern?
Ich ſchüttle nur: ſo mußt du zittern.
Es ſchüttelte; die Bremſe wich.
Allein, ſie ſuchte ſich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu ſtechen,
Und ſtach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erſchrak, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eiſen ſtecken,
Und brach ein Bein, hier lag der ſtolze Gaul.

Auf ſich den Haß der Niedern laden,
Dieß ſtürzet oft den größten Mann.
Wer dir, als Freund, nicht nützen kann,
Kann allemal, als Feind, dir ſchaden.

Die Reiſe.

Einſt machte durch ſein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt,
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewiſſe Zeit auf Reiſen gehen ſollte,
Um ſich in Künſten umzuſehn.
Er ließ genaue Karten ſtechen,
Und gab dazu noch jedem das Verſprechen,
Ihm, würd er nur, ſo weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen ſeiner Schätze
Alsdann auf Reiſen beyzuſtehn.
Es war das deutlichſte Geſetze,
Das jemals noch die Welt geſehn;
Doch, weil die meiſten ſich vor dieſer Reiſe ſcheuten,
So ſah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu ſich ſelbſt und zur Bequemlichkeit
Half das Geſetz ſehr ſinnreich deuten;
Und jeder gab ihm den Verſtand,
Den er bequem für ſeine Neigung fand;
Doch alle waren eins, daß man gehorchen müßte.

Man machte sich die Karten bald bekannt;
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr viele reisten nur im Geist,
Und überredten sich, als hätten sie gereist.
Noch andre schafften das Geräthe
Zu ihrer Reise fleißig an,
Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig thäte:
So hätte man die Reise schon gethan.
Sehr viele fingen an, zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
Sie reisten, aber wenig Meilen,
Und meinten, dem Befehl sey nun genug geschehn.
Noch andre suchten auf den Reisen,
Noch mehr Gehorsam zu beweisen,
Als den, den das Gesetz befahl!
Sie reisten nicht durch grüne Felder,
O nein, sie suchten finstre Wälder,
Und reisten unter Furcht und Qual;
Behängten sich mit schweren Bürden,
Und glaubten, wenn sie ausgezehrt,
Und siech und krank zurücke kommen würden,
So wären sie des besten Amtes werth.
Sie reisten nie auf Kosten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan
Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiter kommen könnten.

Wie elend, hör ich manchen klagen
Ist nicht dieß Mährchen ausgedacht!
Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo giebt es wohl so stumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgestellt?
Dieß sind unsinnige Geschöpfe,
Und nicht Bewohner unsrer Welt.
O Freund! was zankst du mit dem Dichter?
Sieh doch die meisten Christen an;

Betrachte ſie, und dann ſey Richter,
Ob dieſes Bild unglaublich heißen kann?

Das Teſtament.

Philemon, der bey großen Schätzen
Ein edelmüthig Herz beſaß,
Und andrer Mangel zu erſetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß;
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beyzuſtehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs ſchimpflichſte von ihm zu ſprechen.
Warum? er war beglückt, und glücklicher, als ſie;
Iſt dieß nicht ſchon ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, ſich für den Schimpf zu rächen.
Nein, ſprach er, laßt ſie neidiſch ſchmähn,
Sie werden ſchon nach meinem Tode ſehn,
Wie viel ſie recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen.
Das wenig Menſchen nützen können.
Er ſtirbt. Man findt ſein Teſtament,
Und lieſt: Ich will, daß einſt nach meinem Sterben,
Mein hinterlaßnes Gut die beyden Nachbarn erben,
Weil ſie dieß Gut mir nicht gegönnt.
So mancher Freund verwünſcht dieß Teſtament!
„Wie? konnt ich ihn nicht auch beneiden?
„Mir giebt er nichts, und alles dieſen beyden?
Die beyden Nachbarn ſehn vergnügt
Den Sinn des Teſtaments vollführen.
Denn damals wußte man nicht recht zu proceſſiren,
Sonſt hätten beyde nichts gekriegt.
So aber kriegten ſie das völlige Vermögen.
Wie rühmten ſie den Sel'gen nicht!
Er war die Großmuth ſelbſt, er war der Zeiten Licht,
Und alles dieß des Teſtamentes wegen;
Denn eh er ſtarb, war ers noch nicht.
Sind unſre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weint entzückt

Dem reichen Kasten Ruh und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träum' erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füßen aus dem Bette,
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,
Und nimmt aus Geitz sich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehn.
Arm hätt' er sich noch satt gegessen;
Reich hungert er, bey halbem Essen,
Und schnitt das Brod, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott und über Theurung ab,
Und ward mit jedem neuen Tage
Der Seinen Last und seine Plage.
Der andre Nachbar lachte sein.
Der Thorheit, sprach er, will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Segens recht erfreun.
Er hielt sein Wort, und sah, in wenig Jahren
Sein vieles Geld in fremder Hand:
Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und abgefahren,
Schlich itzt sein Fuß ganz unbekannt.
Ach! sprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daß uns der Reichthum wird verderben;
Drum hat er uns sein Gut vermacht.
Du hungerst karg, ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth den Reichthum zu besitzen;
Denn keiner wußt ihn recht zu nützen.

Damötas und Phyllis.

Damötas war schon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;

Doch konnte seine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab sich alle Müh;
Doch seine Spröde hört ihn nie.
Er sprach: zwei Bänder geb ich dir;
Auch soll kein Warten mich verdrießen;
Versprich nur, schöne Phyllis, mir,
Mich diesen Sommer noch zu küssen.
Sie sieht sie an, er hofft sein Glück;
Sie lobt sie, und giebt sie zurück.
Er bot ein Lamm, noch zwei darauf,
Dann zehn, dann alle seine Heerden.
So viel? Dieß ist ein theurer Kauf.
Nun wird sie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unsre Phyllis ein;
Mit finstrer Stirne sprach sie: Nein!
Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willst du ewig widerstreben?
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuß zu geben.
O! rief sie, fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.
Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu seinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bei seinen Heerden eingeschlafen;
Er schlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bey dem Schäfer stehn.
Wie roth, spricht Phyllis, ist sein Mund!
Bald dürft ich mich zu was entschließen.
O! wäre nicht sein böser Hund,
Ich müßte diesen Schäfer küssen.
Sie geht; doch da sie gehen will,
So steht sie vor Verlangen still.
Sie sieht sich dreymal schüchtern um,
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;

Sie ſinnt, bis daß ſie ganz verzagt
Sich noch zween Schritte näher wagt.
Hier ſteht nunmehr das gute Kind;
Allein ſie kann ſich nicht entſchließen.
Doch nein, jetzt bückt ſie ſich geſchwind,
Und wagts, Damöten ſanft zu küſſen.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.
Wie ſüße muß ein Kuß nicht ſein!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder ſich, als erſt, zu ſcheun,
Und läßt ſich bei dem Schäfer nieder;
Sie küßt, und nimmt ſich nicht in Acht;
Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.
O! fing Damöt halb ſchlafend an,
Mißgönnſt du mir die ſanfte Stunde?
Dir, ſprach ſie, hab ich nichts gethan,
Ich ſpielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt, es ſteht nicht fein,
Ein Schäfer und ſtets ſchläfrig ſein.
Jedoch, was giebſt du mir, Damöt
So ſollſt du mich zum Scherze kuſſen.
Nun, ſprach der Schäfer, iſts zu ſpät;
Du wirſt an mich bezahlen müſſen.
Drauf gab die gute Schäferin
Um einen Kuß zehn Küſſe hin.

Die Widerſprecherin.

Asmene hatte noch, bey vielen andern Gaben,
Auch dieſe, daß ſie widerſprach.
Man ſagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle dieſe Tugend haben;
Doch, wenns auch tauſendmal der ganze Weltkreis ſpricht:
So halt ichs doch für ein Gedicht,
Und ſag es öffentlich, ich glaub es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
Ich hab es oft verſucht, und manche ſchön genannt,
So häßlich ſie auch war, bloß, weil ich haben wollte

Daß ſie mir widerſprechen ſollte;
Allein, ſie widerſprach mir nicht.
Und alſo iſt es falſch, daß jede widerſpricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!
Jetzt komm ich wieder zu Ismenen.
Ismenen ſagte mans nicht aus Verleumdung nach;
Es war gewiß, ſie widerſprach.
Einſt ſaß ſie mit dem Mann bey Tiſche:
Sie aßen unter andern Fiſche,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, ſprach der Mann, mein Engel, iſt mir recht:
So iſt der Fiſch nicht gar zu blau geſotten.
Das, rief ſie, hab ich wohl gedacht;
So gut man auch die Anſtalt macht:
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu ſpotten.
Ich ſag es Ihnen kurz, der Hecht iſt gar zu blau.
Gut, ſprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber ſtreiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?
So wie dem welſchen Hahn, dem man was Rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Naſ' und Lefzen ſteigt,
Sie roth und blau durchſtrömt, lang aus einander treibet,
In beiden Augen blitzt, ſich in den Flügeln ſträubet,
In alle Federn dringt, und ſie gen Himmel kehrt,
Und zitternd mit Geſchrey und Poltern aus ihm fährt;
So ſchießt Ismenen auch, da dieß ihr Liebſter ſpricht,
Das Blut den Augenblick in ihr ſonſt blaß Geſicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Naſe länger;
Ihr Haar bewegte ſich, ſtieg voller Zorn empor,
Und ſtieß, indem es ſtieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fing ſie zitternd an: ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich ſag es noch einmal, der Hecht war gar zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O! laßt ſie doch nicht trinken!
Ihr Liebſter geht, und ſagt kein Wort;
Kaum aber iſt ihr Liebſter fort,
So ſieht man ſie in Ohnmacht ſinken.
Wie konnt es anders ſeyn? Gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geschrey bewegt das ganze Haus.
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken.
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben ist zu merken
Man nimmt versengtes Haar, und hält's ihr vors Gesicht.
Umsonst! umsonst! sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben,
Man ruft den Mann; er kömmt, und schreyt: Du stirbst, mein Leben!
Du stirbst? ich armer Mann! ach! meine liebe Frau.
Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weiß, er war nicht blau
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
Blau war er, rief sie aus, willst du dich noch nicht geben?
So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigsten Geruchs.

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt und schlecht bespannt,
Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.
Des Fuhrmanns Macht- und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bey diesem schweren Wagen.
Ein Heupferd, das bey der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und sprach mit Lachen
Ich will dem Viehe leichter machen.
Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken!
Fahr fort! den Dank will ich dir schenken.

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schicksal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphischen Altar.

Die Gottheit weigert ſich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie ſpricht: Du wirſt ein großes Glück genießen;
Doch wirds dein Unglück ſeyn, ſobald du es wirſt wiſſen.

Iſt Semnons Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächſt ſein Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich beſiegt:
So laß mich größres Licht von meinem Glück empfangen!
So traut der Menſch, und traut zugleich auch nicht.
Ein Semnon glaubt ſein Glück, nicht, weils die Gottheit ſaget;
Nein, weil ers ſchon gewünſcht, eh er ſie noch gefraget.
Doch glaubt er auch, wenn ſie vom Unglück ſpricht?
O nein! denn dieſes wünſcht er nicht.
Durch Klugheit denkt er ſchon das Unglück abzuwehren.
Kurz: Semnon läßt nicht nach, er will ſein Schickſal hören.

Du wirſt, hob das Orakel an,
Durch deines Weibes Gunſt den Scepter künftig führen,
Und Völker, die dich dienen ſahn,
Dereinſt durch einen Wink regieren.

Geſtärkt durch dieſes Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz in Hoffnung fort;
Mißt, ohne Land, im Geiſt ſchon ſeines Reiches Größen!
Und läßt ſchon, ohne Volk, ſein Heer das Schwert entblößen.

Allein ſo froh er war, ſo war ers nicht genug.
Er weiß noch nicht, was er doch wiſſen wollte,
Die Zeit, in der ſein Fuß den Thron beſteigen ſollte;
Die Ungewißheit wars, die ihn noch niederſchlug.
Und, ſprach er, wenn ich auch nun bald den Thron beſtiegen,
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?

Der kühne treibt Zweifel ihn an,
Zum delphiſchen Apoll ſich noch einmal zu nahn.

O Thor! verſetzt Apoll, euch Sterblichen zum Glücke,
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.
So wiſſe denn: in kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit!
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben!

Er that darauf im Kriege sich hervor,
Und stieg aus einem niedern Stande
Zur höchsten Würd' im Vaterlande
Durch seine Tapferkeit empor.
Das ihm so günstige Geschicke
Erfüllte des Orakels Sinn;
Und Semnon ward bey immer größerm Glücke,
Der Liebling seiner Königin;
Sie schenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig schmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfüllt ihn halb mit Frost, und halb mit Zärtlichkeit.
Jetzt wünscht er tausendmal sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs spröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerin,
Sie giebt ihm heimlich Gift; er stirbt vor ihren Füßen.
Sagt, Menschen, ists kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen?

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten:
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig seyn.
Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefährer Stoß
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reißen los.
Die Mutter kann in Lombersplelen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind jetzt fühlt.
Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll.
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.

Die Sehnſucht muß den Schmerz beſiegen:
Das erſte Haus ſteht wieder da.
Wie lebhaft war des Kind's Vergnügen,
Als es ſein Haus von neuem ſah!
Nun will ich mich wohl beſſer hüten
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tiſch! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und ſtehe feſt, und wackle nicht!
Das Haus bleibt unerſchüttert ſtehen,
Das Kind hört auf, ſich zu erfreun;
Es wünſcht, es wieder neu zu ſehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

Schilt nicht den Unbeſtand der Guten,
Du ſiehſt dein eigen Herz nicht ein:
Veränderlich ſind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge ſeyn.
Bey Gütern, die wir ſtets genießen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden ſie uns nicht entriſſen,
Wo fänd ein neu Vergnügen ſtatt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt iſt nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geſchlecht,
Die Liebe nicht vom Herzen ginge!
Das Alter ſang in dieſem Ton;
Von ſeinem Vater hörts der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, dieſen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, ſo hört ein Beyſpiel an,
Das ich für alle Männer ſinge.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe, ſtärke mich, daß mir ein Lied voll Geiſt,
Ein überzeugend Lied gelinge!
Und gieb mir zu geſetzter Zeit,
Ein Weib von ſo viel Zärtlichkeit,
Als dieſe war, die ich beſinge!

Clarine liebt den treusten Mann,
Den sie nicht besser wünschen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde
Und wenn dir dieß unglaublich scheint:
So wisse nur, seit der beglückten Stunde,
Die sie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr verbey; nun glaubst du's doch, mein Freund?
Clarine kannte keine Freude,
Kein größer Glück, als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beyde;
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
O! sprichst du, so ein Weib, so eines wünscht ich mir!
Ja wohl! ich wünsch es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen
Krank, sag ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält sich viele Tage lang;
Von ganzen Strömen Schweiß war sein Gesicht umflossen;
Doch noch von Thränen mehr, die sie um ihn vergossen.
Tod! fängt sie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich, als meinen Mann!
Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! er hört es auch; er hört Clarinens Noth,
Er kömmt, und fragt: wer rief? Hier! schreyt sie, lieber Tod
Hier liegt er, hier, in diesem Bette.

Der zärtliche Mann.

Die ihr so eifersüchtig seyd,
Und nichts als Unbeständigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget,
O! Weiber, überwindet euch;
Les't dieß Gedicht, und seyd zugleich
Beschämt und ewig widerleget.
Wir Männer sind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;

Uns iſt die Treu ins Blut geſchrieben.
Beweiſt es! hör ich alle ſchreyn.
Recht gut! es ſoll bewieſen ſeyn.

Ein liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle?
Die alte Spötterey! kein Kluger glaubt ſie mehr.
Nein, nein, die Weiber ſiechten alle,
Wenn dieſes Uebel ſchädlich wär,
Genug, ſie wird ſehr krank. Der Mann wendt alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuſchütten;
Er läßt für ſeine Frau in allen Kirchen bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als ſonſt gebräuchlich war;
Und doch vermehrt ſich die Gefahr.
Er ächzt, er weint und ſchreyt, er will mit ihr verderben
Ach Engel, ſpricht die Frau, ſtell deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen ſterben,
Verſprich mir nur, nicht noch einmal zu freyn.
Er ſchwört, ſich keine mehr zu wählen.
Dein Schatten, ruft er, ſoll mich quälen,
Wenn mich ein zweytes Weib beſiegt.
Er ſchwört. Nun ſtirbt ſein Weib vergnügt.
Wer kann den Kummer wohl beſchreiben,
Der unſern Wittwer überfällt?
Er weiß vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng iſt ihm ſein Haus, zu klein iſt ihm die Welt.
Er opfert ſeiner Frau die allertreuſten Klagen,
Bleibt ohne Speis und Trank, ſucht keine Lagerſtatt;
Er klagt, und iſt des Lebens ſatt.
Indeß befiehlt die Zeit, ſie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr ſchwarzes Brautkleid an;
Der Wittwer tritt bethränt an ihren Sarg hinan.
Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
Was Henker, was ſoll dieſes ſeyn?
Für eine todte Frau ein Brautkleid auszuſuchen?
Geſetzt, ich wollte wieder freyn:
So müßt ich ja ein neues machen laſſen.

Ihr Leute, kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und laßt dem armen Wittwer Zeit!
Er wird ſich mit der Zeit ſchon faſſen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künſte,
Warf vom durchſichtigen Geſpinnſte
Die Spinne manchen finſtern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgebläht, wie ein Pedant,
Der jetzt, von ſeinem Werth erhitzet,
In Werken ſeiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben ſitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen ſchießt.
Der Seidenwurm, den erſt vor wenig Tagen
Der Herr zur Luſt mit ſich ins Haus getragen,
Sieht dieſer Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: Was webſt denn du?
Unwiſſender, läßt ſich die Spinn erbittert hören,
Du kannſt mich noch durch ſolche Fragen ſtören?
Ich webe für die Ewigkeit.
Doch kaum ertheilte ſie den trotzigen Beſcheid:
So reißt die Magd, mit Borſten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebſt der Ewigkeit.

Die Kunſt ſey noch ſo groß, die dein Verſtand beſitzet
Sie bleibt doch lächerlich, wenn ſie der Welt nicht nützet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als andrer Müßiggang.

Die Biene und die Henne.

Nun Biene, ſprach die träge Henne,
Dieß muß ich in der That geſtehn:
So lange Zeit als ich dich kenne,
So ſeh ich dich auch müßig gehn.
Du ſinnſt auf nichts, als dein Vergnügen:

Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
Wär ich, wie du, ich thät es auch.
Was brauchst du andern viel zu nützen?
Genug, daß wir so manchen Morgen
Mit Eyern unser Haus versorgen.
O, rief die Biene, spotte nicht!
Du denkst, weil ich bey meiner Pflicht,
Nicht so, wie du, bey einem Eye,
Aus vollem Halse zehnmal schreye:
So, denkst du, wär ich ohne Fleiß.
Der Bienenstock sey mein Beweis,
Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich, oder eine träge Henne?
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
So sind wir nicht auf uns bedacht:
Wir sammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
Und schreyen wir bey warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neste, heisch:
So präge dir es jetzt nur ein:
Wir hassen allen stolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in Rost und Kuchen
Fleiß, Kunst, und Ordnung untersuchen.
Auch hat uns die Natur beschenkt,
Und einen Stachel eingesenkt,
Mit dem wir die bestrafen sollen,
Die, was sie selber nicht verstehn,
Doch meistern und verachten wollen;
Drum, Henne, rath ich dir, zu gehn

O Spötter, der mit stolzer Miene,
In sich verliebt, die Dichtkunst schilt,

Dich unterrichtet dieſes Bild.
Die Dichtkunſt iſt die ſtille Biene;
Und willſt du ſelbſt die Henne ſeyn:
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragſt, was nützt die Poeſie?
Sie lehrt, und unterrichtet nie.
Allein, wie kannſt du doch ſo fragen?
Du ſiehſt an dir, wozu ſie nützt:
Dem, der nicht viel Verſtand beſitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu ſagen.

Der ſüße Traum.

Mit Träumen, die uns ſchön betrügen,
Erfreut den Timon einſt die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er ſieht, aus ſeines Bettes Mitte
Steigt ſchnell ein großer Schatz herauf;
Und ſchnell baut er aus ſeiner Hütte
Im Schlafe ſchon ein Luſtſchloß auf.
Sein Vorſaal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf ſich verziehn.
Die Schöne, die ihm oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend ſieht er ſich geliebt.
Er ſieht von Doris ſich umfangen,
Und ruft, als dieß ihm träumt, vergnügt;
Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich beſiegt?
Sein Schlafgeſelle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen
Und macht, daß ſich ſein Traum verliert.
Freund, ruft er, laß dich nicht betrügen,
Es iſt ein Traum, ermuntre dich!

O böſer Freund! um welch Vergnügen,
Klagt Timon ängſtlich, bringſt du mich.
Du macheſt, daß mein Traum verſchwindet;
Warum entziehſt du mir die Luſt?
Genug, ich hielt ſie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewußt.

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienſtbefliſſenheit;
Oft ſeyd ihr unſrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unſre Lehrer ſeyd.
Wer heißt euch uns den Irrthum rauben,
Den unſer Herz mit Luſt beſitzt?
Und der, ſo heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder ſchad't, als nützt.
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meiſten Arten von Vergnügen
Entſtehen, weil man dunkel ſieht.
Was denkt der Held bey ſeinen Schlachten?
Er denkt, er ſey der gröſte Held.
Gönnt ihm die Luſt, ſich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihr die Freude,
Und laßt das arme Weib dabey.
Was glaubt der Ehmann von Liſetten?
Er glaubt, daß ſie die Keuſchheit iſt,
Er irrt; ich wollte ſelber wetten;
Doch ſchweigt, wenn ihr es beſſer wißt.
Was denkt der Philoſoph im Schreiben?
Mich lieſt der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Luſt zum Denken hat.
Durchſucht der Menſchen ganzes Leben,
Was treibt zu groſſen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Troſt zu geben?

Sehr oft ein Traum, ein ſüßer Wahn.
Genug, daß wir dabey empfinden!
Es ſey auch tauſendmal ein Schein!
Sollt aller Irrthum ganz verſchwinden:
So wär es ſchlimm, ein Menſch zu ſeyn.

Der Reiſende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zevs, bey ungeſtümen Wetter,
Um ſtille Luft und Sonnenſchein.
Umſonſt! Zevs läßt ſich nicht bewegen,
Der Himmel ſtürmt mit Wind und Regen;
Denn ſtürmiſch ſollt es heute ſeyn.
Der Wandrer ſetzt, mit bittrer Klage,
Daß Zevs mit Fleiß die Menſchen plage,
Die ſaure Reiſe mühſam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet,
Und ſchnell ihm, ſtill zu ſtehn, gebietet;
So oft ertönt ein Läſterwort.
Ein naher Wald ſoll ihn beſchirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In dieſem Holze zu entgehn;
Doch eh der Wald ihn aufgenommen:
So ſieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen ſtehn.
Der Räuber greift nach ſeinem Bogen,
Den ſchon die Näſſe ſchlaff gezogen;
Er zielt, und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen ſind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren ſoll.
O Thor! läßt Zevs ſich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt ich dir Sonnenſchein gegeben:
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der gröſste Fehler in der Liebe,
O Jüngling, iſt die Furchtſamkeit;
Was helfen dir die ſüſsen Triebe
Bey einer ſtummen Schüchternheit?
Du liebſt, und willſt es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu geſtehn;
Was deine Lippen ihr nicht ſagen,
Soll ſie in deinen Augen ſehn.
Im Stillen trägſt du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wünſcheſt, daſs ſie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht ſagen kann.
Du hörſt nicht auf, ſie hoch zu achten,
Und ehrſt ſie durch Beſcheidenheit,
Sie fühlt, und läſst dich dennoch ſchmachten,
Und wartet auf Beſtändigkeit.
Sie läſst dich in den Augen leſen,
Wie viel dir dieſer Vorzug nützt;
Erſt liebt ſie dein beſcheidnes Weſen,
Und endlich den, der es beſitzt.
Ein Jahr verfließt; o! lacht des Blöden,
Was hat er denn für ſeine Müh?
Er darf mit ihr von Liebe reden,
Und wagt den erſten Kuſs auf ſie.
Ein Jahr! Und noch kein gröſser Glücke?
In Wahrheit, das iſt lächerlich.
Warum rief er, beym erſten Blicke,
Nicht gleich: Mein Kind, ich liebe dich!
Da lob ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wiſst von keiner langen Pein;
Ihr laſst euch bey der Schönen melden,
Ihr kommt, und ſeht, und nehmt ſie ein;
Und euren Muth recht zu beſeelen,
Den ihr bey eurer Liebe fühlt:
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einſt Jesmin ſehr ſchnell erhielt.

Ein junger Mensch, der gleichgiſt wollte,
Daß jedes ſchöne Kind die Ehre haben ſollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu ſeyn;
Jesmin ſah Sylvien, das heißt, ſie nahm ihn ein.
Er ſah ſie in dem Fenſter liegen,
Ward ſchnell beſiegt, und ſchwur, ſie wieder zu beſiegen.
Die halbe Nacht verſtrich, daß mein Jesmin nicht ſchlief:
Er ſann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach, und trug die hellſten Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zuſammen.
Der Brief ward fortgeſchickt, und für ſein baares Geld
Ward auch der Brief getreu beſtellt.
Allein, die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, von Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier, und ſchreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen ſeine Qual,
Er redt von ſtrengen Liebeskerzen,
Von Augenſonnen, heiß an Pein,
Von Tygermilch, von diamantnen Herzen,
Und von der Hoffnung Nordlichtſchein;
Und ſchwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bey Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.

Getroſt, Jesmin, verſiegle deinen Brief!
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief,
So wird der Schönen Herz, eh Nacht und Tag verfließen
Von deines Briefes Gluth erweicht, zerſchmelzen müſſen.
Der Brief wird fortgeſchickt, und richtig überbracht,
Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eiſen haben.
Doch welcher Baum fällt auf den erſten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb
Und ihre Sprödigkeit iſt ein verſtelltes Weſen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu leſen.
Wie könnte ſie dem heißen Flehn,
Und, da ſie ihn ohnlängſt gepuzt geſehn,
Der reichen Weſte widerſtehn?

Ich weiß noch einen Rath, und dieser Rath wird glücken.
Durch Verse kann man sehr entzücken:
In Versen, mein Jesmin, in Versen schreib an sie;
Siegst du durch Verse nicht, Jesmin! so siegst du nie.
Er folgt. O wünscht mit mir, daß ihm die Reime fließen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebar!
Was konnte man auch anders schließen,
Da seine Prosa schon so hoch und feurig war?
Kaum hatte Sylvia das Heldenlied gelesen,
So kam auch schon ein Gegenbrief.
Man stelle sich nur vor, wie frol, Jesmin gewesen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegen lief!
Die schlaue Magd grüßt ihn galant.
Er steht und hält den Brief entzückt in seiner Hand,
Und brennet vor Begier, den Inhalt bald zu wissen,
Und kann vor Zärtlichkeit sich dennoch nicht entschließen,
Das kleine Siegel abzuziehn.
Er drückt den Brief an sich, er drückt und küsset ihn.
Die Magd kriegt ein Pistol, und schwört, ihm treu zu bleiben;
Allein was stand in diesem Schreiben,
Als es Jesmin froh auseinander schlug?
Kein Wörtchen mehr, als dieß: Mein Herr, Sie sind nicht klug!

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein schönes Kind.
Allein je reizender die losen Mädchen sind,
Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drey Jahre liebt er sie;
Allein umsonst war alle Müh.
Was that er endlich? Er verreiste,
Und ging, (was kann wohl ärgers seyn?)
Ging, sag ich, mit dem bösen Geiste
Ein Bündniß auf dem Blocksberg ein;
Ein Bündniß, daß er ihm zwey Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
Die werden hurtig eins, und schließen ihren Kauf;
Der böse Geist giebt ihm die Hand darauf.

Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen.
Und Doctor Fausten selbst betrogen:
So hielt er doch sein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und sie ward seine Frau.

Doch eh vier Wochen sich verlieren;
So fängt Frontin schon an, den Schwarzen zu citiren.
Ach! spricht er, da der Geist erscheint,
Ach! darf ich, lieber böser Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwey Jahre, wie du weißt, zu dienen,
Und dieß erfüll ich auch genau.
Doch willst du mir mein Hannchen wieder nehmen:
So soll mein Dienst ein Jahr verlängert seyn.
Der Böse will sich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Frist noch zweymal ein;
Denn, sprach er bey sich selbst, so arg du immer bist:
So weiß ich doch, daß Hannchen ärger ist.

Der gütige Besuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt;
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen;
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
O! rief er, welch ein traurig Leben!
Wie? Schlafen Sie denn nicht bey Ihren Büchern ein?
So sind Sie denn so ganz allein,
Und müssen gar vor langer Weile lesen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich so geschwind.

Ich bin, sprach der Poet, noch nie allein gewesen,
Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einſt die Schulden quälten,
Das Glück um ſeinen Beyſtand an.
Das Glück, das ſeine liebſten Gaben
Sonſt immer für die Leute ſpart,
Die von den Gütern beßrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entſchloß ſich dennoch auf ſein Flehn,
Dem wackern Manne beyzuſtehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verſcharrte Schätze finden.
Er ſieht darauf in kurzer Zeit
Von ſeinen Schuldnern ſich befreyt.
Doch iſt ihm wohl die Noth benommen,
Da, ſtatt der Schuldner, Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, ſo oft er ißt,
Kömmt einer, der ihn durſtig küßt,
Nach ſeinem Wohlſeyn ängſtlich fraget,
Und ihn durch Höflichkeit und Liſt,
Mit Loben und Bewundern plaget,
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, ſaget.
O Glücke! rief Aret, ſoll eins von beyden ſeyn;
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befreyn:
So will ich mich von Schuldnern lieber haſſen,
Als mich von Schmeichlern lieben laſſen.
Vor jenen kann man doch zuweilen ſicher ſeyn;
Doch dieſe Brut ſchleicht ſich zu allen Zeiten ein.

Damokles.

Glaubt nicht, daß bey dem größten Glücke
Ein Wüthrich jemals glücklich iſt:
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bey aller Herrlichkeit ſtört ihn des Todes Schrecken,
Und läßt ihn nichts, als theures Elend, ſchmecken.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einſtens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß ſein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dieß Damokles einſt gethan,
Fing Dionys zu dieſem Schmeichler an:
So ſehr mein Glück dich eingenommen,
So kennſt du es doch unvollkommen;
Doch ſchmeckteſt du es ſelbſt, wie würde dichs erfreun!
Willſt du einmal an meiner Stelle ſeyn?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.
Ein goldner Stuhl wird ſchnell für ihn herbeygebracht.
Er ſitzt, und ſieht auf beyden Seiten
Der Hohen gröſste Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wolluſt ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold ſchmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! ſo eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu ſeyn.
Ein Wort! ſo fliegt die Menge ſchöner Knaben,
Und ſucht den Ruhm, dieß Wort vollſtreckt zu haben.
Von Wolluſt ſüß berauſcht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt ſich Damokles für beglückt.
O Hoheit, ruft er aus, könnt ich dich ewig ſchmecken!
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein ſcharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt ſein Herz mit Schrecken;
Er ſieht die drohende Gefahr
Nah über ſeinem Haupte ſchweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er ſieht nicht mehr auf ſeines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den ſchmackhaften Speiſen,
Er hört nicht mehr der Sänger ſanfte Weiſen.
Ach! fängt er zitternd an zu ſchreyn,
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich ſeyn!

Die beyden Hunde.

Daß oft die allerbeſten Gaben
Die wenigſten Bewundrer haben,
Und daß der gröſßte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält,
Dieß Uebel ſieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieſer Peſt?
Ich zweifle, daß ſich dieſe Plage
Aus unſrer Welt verdrängen läſit.
Ein einzig Mittel iſt auf Erden!
Allein es iſt unendlich ſchwer:
Die Narren müſſen weiſe werden,
Und ſeht! ſie werdens nimmermehr.
Nie kennen ſie den Werth der Dinge.
Ihr Auge ſchließt, nicht ihr Verſtand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil ſie das Gute nie gekannt.

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der eine von den beyden Thieren,
Joli, verſtand die Kunſt, ſich luſtig aufzuführen
Und wer ihn ſah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und ſpielte voller Ungeſtüm.
Man lobte ſeinen Scherz, belachte ſeine Sprünge:
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln:
So falſch und boshaft war ſein Herz!
Gleich fing er wieder an zu ſchmeicheln:
Dann hieß ſein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch, ob er gleich zur Unzeit bellt und ſchrie,
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen;
Er hieß der luſtige Joli.
Mit ihm vergnügte ſich Liſette,
Er ſprang mit ihr zu Tiſch und Bette;
Und beyde theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Luſtbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.

Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Wesen.
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur; doch wachsam um das Haus,
Ging öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen:
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fließen Thränen!
Seht, ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.
So gilt ein bischen Witz mehr, als ein gutes Herz.

Selinde.

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich also sagen mag,
Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie der Tag:
Selinde soll sich malen lassen.
Sie weigert sich; der Maler ließ nicht nach;
Er bat, bis sie es ihm versprach,
Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte sie umsonst gemalt;
Und hätt ich ja was fordern sollen,
So hätt ich Küsse fordern wollen.
So schön Selinde wirklich war,
So schön, und schöner nicht, stellt sie der Maler dar:
Die kleinste Miene muß ihm glücken,
Das Bild war treu, und schön bis zum Entzücken;
So reizend, daß es selbst der Maler hurtig küßt,
So bald sein Weib nicht um ihn ist.
Der Maler bringt sein göttliches Gesicht.
Selinde sieht es an, erschrickt, und legt es nieder.
„Hier, nehm Er sein Gemälde wieder,
„Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
„Wer hieß ihn so viel Schmeicheleyen,
„Und so viel Reiz auf meine Bildung streuen?
„Erdichtet ist der Mund, verschönert ist das Kinn.

„Kurz, nehm Er nur ſein Bildniß hin;
„Ich mag nicht ſchöner ſeyn, als ich in Wahrheit bin.
„Vielleicht wollt Er die Venus malen;
„Von dieſer laß Er ſich bezahlen.“
So iſt ſie denn allein das Kind,
Das ſchön iſt, ohn es ſeyn zu wollen?
Wie viele kenn ich nicht, die wirklich häßlich ſind,
Und die wir mit Gewalt für Engel halten ſollen!
Der Maler nimmt ſein Bild, und ſagt kein einzig Wort,
Geht trotzig, wie ein Künſtler, fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
Und ein ſo ſchönes Kind verklagen?
Er klagt. Selinde muß ſich ſtellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen?
O! fahrt ſie nicht gebietriſch an;
So ſehr ſie Unrecht hat, ſo edel iſt ihr Wahn.
Hier kömmt ſie ſchon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch geſehn?
Der ganze Rath erſtaunt vor dieſem ſchönen Kinde,
Und ſein Erſtaunen preiſt ſie ſchön.
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Geſichte.
Man ſah auf's Bild; doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original;
Und jeder rief: ſie iſt getroffen!
O! ſprach ſie ganz beſchämt: Wie könnt ich dieſes hoffen?
Er hat mich viel zu ſchön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.
Selinde, hub der Richter an,
Kein Maler konnt Euch treuer malen,
Er hat nach ſeiner Pflicht gethan,
Abbittend ſollt Ihr ihn bezahlen.
Doch weil Ihr von Euch ſelbſt nicht eingenommen ſeyd,
So geht nicht unbelohnt von dieſem Richterplatze;
Empfangt ein Heirathsgut aus dem gemeinen Schatze,
Zum Lohne der Beſcheidenheit.
O weiſer Mann, der dieſes ſpricht!
Gerechter iſt kein Spruch zu finden;

Du, du verdienſt ein ewig Lobgedicht,
Und wärſt du jung, verdienteſt du Selinden!
Selinde geht. Der Beyfall folgt ihr nach.
Man ſprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen ſprach;
Jemehr ſie zweifelte, ob ſie ſo reizend wäre,
Um deſto mehr erhielt ſie Ehre.

Je minder ſich der Kluge ſelbſt gefällt:
Um deſto mehr ſchätzt ihn die Welt.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! ſprach er, um dich zu verſorgen,
Hab ich vor langer Zeit einſt einen Schatz verborgen;
Er liegt — Hier ſtarb der Vater ſchon.
Wer war beſtürzter als der Sohn?
Ein Schatz! (So waren ſeine Worte,)
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo ſind ich ihn? Er ſchickt nach Leuten aus,
Die Schätze ſollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.
Nach viel vergeblichem Bemühen
Hieß er die Fremden wieder ziehen,
Sucht ſelber in dem Hauſe nach.
Durchſucht des Vaters Schlafgemach,
Und find't mit leichter Müh (wie groß war ſein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden ſollte,
Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit ſuchen wollte.
Und mancher hätte ſie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, ſie wäre tief verſteckt.
Verborgen iſt ſie wohl; allein nicht ſo verborgen,
Daß du der finſtern Schriften Wuſt,
Um ſie zu ſehn, mit tauſend Sorgen,
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.

Verlaß dich nicht auf fremde Müh,
Such ſelbſt, ſuch aufmerkſam, ſuch oft; du findeſt ſie.
Die Wahrheit, lieber Freund, die alle nöthig haben,
Die uns, als Menſchen, glücklich macht,
Ward von der weiſen Hand, die ſie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben.

Monime.

Durch ſchöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verſtands,
Erwarb Monime ſich den Beyfall Griechenlands.
So manches Buhlers Herz beſiegten ihre Blicke,
Mit Wolluſt ſah er ſie, beſchämt wich er zurücke;
Denn war Monime ſchön: ſo war ihr Herz zugleich
An Unſchuld, wie ihr Blick an Geiſt und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunſch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb ſelbſt den Buhler an, daß er ſie mehr verehrte.
Arm war ſie von Geburt, und zart von Leidenſchaft,
Mit Schmeichlern ſtets umringt; und blieb doch tugendhaft?
Doch bringt Geſchenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredſamkeit wird ſie nicht widerſtehen.
Ein Prinz aus Pontus iſts, der große Mithridat,
Der mit entbrannter Bruſt ſich zu Monimen naht;
Ein König ſeufzt und fleht. Zu ſchmeichelnde Gedanken'
Wird nicht bey dieſem Glück Monimens Tugend wanken?
Prinz, fing ſie herzhaft an, du ſcheinſt durch mich gerührt
Und rühmſt den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für dieſen Schmuck der Jugend,
Die Schönheit gab ſie mir; und ich gab mir die Tugend;
Nicht jene macht mich ſtolz, nein, dieſe macht mich kühn;
Sey tauſendmal ein Prinz: umſonſt iſt dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen;
Nur, als Gemahl, wirſt du Monimens Herz gewinnen
So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn!
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigſte Gewinn,
Des Hofes Kunſt und Liſt, nichts konnte ſie bezwingen;
Der Prinz muß für ihr Herz ihr ſelbſt die Krone bringen
O, welch ein ſeltnes Glück! von niederm Blut entſtehn,
Und aus dem Staube ſich bis zu dem Thron erhöhn!

Wie lange, groſses Glück! wirſt du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?

Mithridat hofft Rom noch zu beſiegen;
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der ſiegen will, fängt an, beſiegt zu fliehn;
Rom ſetzt ihm ſiegreich nach, ſein Land wird eingenommen.
Doch ſoll das ſtolze Rom Monimen nicht bekommen;
Eh dieſs der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav eröffnet ihr, was Mithridat gebot.

So, ruft ſie, raubt mir auch die Hoheit noch das Leben,
Die für entrißne Ruh mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt, durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigſten mir nicht zum Mann erwählt?
Sie reißt den Hauptſchmuck ab, um ſtolz ſich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem ſich um den Hals zu ſchlingen;
Allein das ſchwache Band erfüllt ihr Wünſchen nicht,
Es reißt, und weigert ſich der ſo betrübten Pflicht.
O, ruft ſie, Schmuck, den ich zu meiner Pein getragen,
Sogar den ſchlimmſten Dienſt willſt du mir noch verſagen?
Sie wirft ihn vor ſich hin, tritt voller Wuth darauf,
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der unſterbliche Autor.

Ein Autor ſchrieb ſehr viel Bände,
Und war das Wunder ſeiner Zeit;
Der Journaliſten gür'ge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er ſah vor ſeinem ſanften Ende,
Faſt alle Werke ſeiner Hände
Das ſechstemal ſchon aufgelegt,
Und ſich, mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer ſpaniſchen Perücke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widerſprechern ſicher,
Er ſchrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entſeelt;
Und das Verzeichniß ſeiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,

Nahm an dem Lebenslauf allein
Drey Bogen und drey Seiten ein.
Man las nach dieſes Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtſamkeit;
Und ſahe, das Wunder ſeiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und ſeine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war blos berühmt geweſen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn geleſen.

Berühmt zu werden, iſt nicht ſchwer,
Man darf nur viel für kleine Geiſter ſchreiben;
Doch bei der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, ſeicht am Geiſt, in ſtrenger Lehrart ſchreiben.

Der grüne Eſel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tauſend Thoren zu beſchämen!
Neran, ein kluger Narr, färbt einen Eſel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gaſſen durchzuziehn;
Er zieht, und Jung und Alt erſcheinen
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Eſel, zeiſiggrün, der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einſt den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unſrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gaſſen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenſter aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Eſel ſehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Eſel gehn.
Man lief die beyden erſten Tage
Dem Eſel mit Bewundrung nach.
Der Kranke ſelbſt vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Eſel ſprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem ſchwarzen Schaf;

Vom grünen Eſel hört man ſingen,
Und ſo geräth das Kind in Schlaf.
Drey Tage waren kaum vergangen;
So war es um den Werth des armen Thiers geſchehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Eſel mehr zu ſehn.
Und ſo bewundernswerth er anfangs allen ſchien:
So dacht jetzt doch kein Menſch mit einer Sylb an ihn.

Ein Ding mag noch ſo närriſch ſeyn,
Es ſey nur neu, ſo nimmts den Pöbel ein:
Er ſieht, und er erſtaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht;
Denn ſie verſteht die Kunſt, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Der baroniſirte Bürger.

Des kargen Vaters ſtolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für ſein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm ſich vor, ein groſſer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebietriſchen Geberden
Der Großen zuverſichtlich nach.
Bald wünſcht er ſich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürſten umzugehn;
Bald wünſcht er ſich das Glück, dereinſt vor einem Heere
Mit Lorbeern des Eugens zu ſtehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Anſehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?
Indeſſen war er doch Baron;
Und ſein Verdienſt, die Million,
Ließ ſich, zu alles Volks Entzücken,
In Läufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold
Bedeckte ſich und ſein Gefolg mit Gold,
Und brüſtete ſich mehr in ſeiner Staatscaroſſe,
Als die daran geſpannten Roſſe.

Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat,
Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt, und ihn bestahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.
Was braucht er mehr als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bey seinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden,
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts, als Reichthum, hinterlassen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stak in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
Herr! sprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.
Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier! spricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handschrift borgen.
Ein Jahr, und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt er auch Philoten hintergehen,
Und ein Betrüger seyn? Vielleicht

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweyhundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seyd ein gar zu wackrer Mann.
O! spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rathe ziehn;
Allein ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen.
Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft, und kömmt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er, ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin.
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dieß Glücke dank ich euch allein!
Und wollt ihr ja recht gütig seyn:
So leiht mir wieder funfzig Gulden.
Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld!
Behalte deinen ganzen Segen.
Ein Mann der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sey du mein Freund! das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein.
Die sollen deinen Kindern seyn.

Mensch, mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist,
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beyzustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist?

Das Schicksal.

O Mensch! was strebst du doch, den Rathschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bey seiner Schickung führt?

Du ſiehſt bey Dingen, die geſchehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht·
Und hoffeſt doch den Grund zu ſehen,
Warum das, was geſchah, geſchicht?
Die Vorſicht iſt gerecht in allen ihren Schlüſſen.
Dieß ſiehſt du freylich nicht bey allen Fällen ein;
Doch wollteſt du den Grund von jeder Schickung wiſſen,
So müßteſt du, was Gott iſt, ſeyn.
Begnüge dich, die Abſicht zu verehren,
Die du zu ſehn zu blöd am Geiſte biſt;
Und laß dich hier ein jüdiſch Beyſpiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weiſen Gründen flieſt,
Und, wenn dirs grauſam ſcheint, gerechtes Schickſal iſt.

Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ew'gen Rath,
Der unſer Schickſal lenkt, um gröſſre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er ſollte von den Höhen,
Worauf er ſtand, hinab ins Ebne ſehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reiſender Soldat
Stieg bey dem Quell von ſeinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort,
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an dieſen Ort.
Er fand den Geldſack bey dem Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn, und entwich:
Worauf nach eben dieſer Stelle
Ein Greis gebückt an ſeinem Stabe ſchlich.
Er trank, und ſetzte ſich, um auszuruhen, nieder;
Sein ſchweres Haupt ſank zitternd in das Gras,
Bis er im Schlaf des Alters Laſt vergaß.
Indeſſen kam der Reuter wieder,
Bedrohte dieſen Greis mit wildem Ungeſtüm,
Und forderte ſein Geld von ihm.
Der Alte ſchwört, er habe nichts gefunden;
Der Alte fleht und weint; der Reuter flucht und droht,
Und ſticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wüthend todt.

Als Moſes dieſes ſah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannſt du inne werden,
Wie in der Welt ſich alles billig fügt;
Denn wiß: es hat der Greis, der jezt im Blute liegt
Des Knaben Vater einſt erſchlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davon getragen.

Liſette.

Ein junges Weib, ſie hieß Liſette,
Dieß Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber ſind;
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er ſie verlaſſen hätte;
Denn laßt ein Weib ſchön, wie Cytheren, ſeyn,
Wenn ſie die Blattern hat, ſo nimmt ſie nicht mehr ein.
Hier ſitzt der gute Mann zu ſeiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kiſſen oft zu rechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beßrung flehn;
Und gleichwohl war ſie nicht mehr ſchön.
Ich hätt ihn mögen beten ſehn.
Der arme Mann! Ich weiß ihm nicht zu rathen;
Vielleicht beſinnt er ſich, und thut, was andre thaten.
Ein krankes Weib braucht eine Wärterin;
Und Lorchen ward dazu erleſen,
Weil ihr Liſettens Eigenſinn
Vor andern längſt bekannt geweſen
Sie trat ihr Amt dienſtfertig an,
Und wußte ſich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu ſchicken,
Und auch in den geſunden Mann.
Sie war beſorgt, gefällig, jung und ſchön,
Und alſo ganz geſchickt, mit beyden umzugehn.
Was thut man nicht, um ſich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann ſieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,

Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! Es ist dein großes Glücke,
Daß du nicht sehen kannst; dein Mann thut recht galant;
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen schon vorher gekannt,
Und sie mit Fleiß zur Wärterin ernannt.
Ja, wenn sie bloß durch Blicke redten,
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man sie einander küssen sehn.
Er kömmt, und klopft sie in den Nacken,
Und kneipt sie in die vollen Backen;
Sie wehrt sich ganz bequem, bequem, wie eine Braut,
Und findet bald für gut, sich weiter nicht zu wehren
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;
Allein sie küßten gar zu laut.
Wie konnt es anders seyn? Lisette mußt es hören.
Sie hörts, und fragt: was schallt so hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen schnell,
Es ist ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz,
Und will sich nicht zufrieden geben.
Ach! spricht sie, lieber Mann, wie redlich meints dein Herz!
O! gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben.

Die Verschwiegenheit.

O Doris! wärst du nur verschwiegen,
So wollt ich dir etwas gestehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen...
Doch nein, ich schweige, sprach Tiren.
Wie? rief die schöne Schäferin,
Du zweifelst noch, ob ich verschwiegen bin?
Du kannst mirs sicher offenbaren;
Ich schwör, es solls kein Mensch erfahren.
Du kennst, versetzt Tiren, die spröde Sylvia,
Die schüchtern vor mir floh, so oft sie mich sonst sah.
Ich komme gleich von dieser kleinen Spröden;
Doch ach! ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es war um ihre Gunst und um mein Glück gethan,

Wenn Sylvia dereinſt erführe,
Daß ... dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.
So liebt ſie dich? fuhr Doris fort.
Jawohl! Doch ſage ja kein Wort!
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und jetzt von ihr den erſten Kuß bekommen.
Tiren, ſprach ſie zu mir, mein Herz ſey ewig dein!
Doch eines bitt ich dich, du mußt verſchwiegen ſeyn.
Daß wir uns günſtig ſind, uns treu und zärtlich küſſen,
Braucht niemand auf der Flur, als ich und du zu wiſſen.
Drum bitt ich, Doris, ſchweige ja;
Sonſt flieht und haßt mich Sylvia.
Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris ſchweigen?
Ja, die Verſchwiegenheit iſt allen Schönen eigen.
Geſetzt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut:
Was iſt es denn nun mehr? Sie ſagt es ja nicht laut!
Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihr die weiche Hand, und fragt,
Was ihr ſein Freund, Tiren, geſagt?
Damöt? du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennſt den ehrlichen Tiren;
Es war nichts wichtiges, ſonſt würd ich dirs geſtehn.
Er ſagte mir ... Verlang es nicht zu wiſſen;
Ich hab es ihm verſprechen müſſen,
Daß ich zeitlebens ſchweigen will.
Damöt wird traurig, ſchweiget ſtill,
Umarmt ſein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferin erſchrickt, daß ſie Damötens Kuß
So unvollkommen ſchmecken muß.
Du zürneſt, ruft ſie, mein Getreuer?
O! zürne nicht, ich will es dir geſtehn:
Die ſpröde Sylvia ergiebt ſich dem Tiren,
Und hat ihm jetzt, in ihrem Leben,
Den allererſten Kuß gegeben;
Allein du mußt verſchwiegen ſeyn.
Damöt verſprichts. Kaum iſt Damöt allein,
So fühlt er ſchon die größte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.

Ja, fängt Damöt zu singen an:
Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küsse nimmt, und Küsse giebt;
Du, stummer Busch, du sollst erfahren,
Wen Sylvia verstohlen liebt.
Doch ach! in diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschämt verrathen sah,
Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,
Die, ihrer Meinung nach, nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft, und sucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach, Schäfer, ach! wie wird dirs gehn!
Mich, fängt sie an, so zu betrüben!
Dich, Plaudrer, sollt ich länger lieben?
Und kurz: Tiren verliert die schöne Schäferin,
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
Ja, spricht Damöt, ich muß es selber sagen,
Daß ich nicht wenig strafbar bin;
Allein, wie kannst du mich den größten Schwätzer nennen?
Du hast ja selbst nicht schweigen können!

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verstehn;
Und jedes folgt, sobald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.
Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen;
Sie läuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Thier! Du schwimmst? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?
Die Henne läuft mit struppigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;

Seht zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreyt?

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name, Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nöthig ists, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fließen,
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpicia, ein junges schönes Weib,
Ging munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder,
Und fiel halb todt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? vergißt ihr Blut den Lauf?
Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! doch läßt sich dieß erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!
Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
Zu früh ists, nach der Gattin Tod

Im erſten Jahre ſich zu ſehnen.
Er ſchickt nach einem Arzt. Ein junger Aeſculap
Erſcheint ſogleich in vollem Trab,
Und ſetzt ſich vor das Krankenbette,
Vor dem er ſich ſo eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein ſichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls; und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiſte nach, was ſein Receptbuch ſagt,
Und läſit, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.
Er ſchreibt. Der Diener läuft. Indeſſen ruft der Mann
Den ſo erfahrnen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor ſieht ihn lächelnd an:
„ Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich Ihnen nicht zu ſagen;
„Sie wiſſen ſchon, es zeigt viel Gutes an,
„Wenn ſich die jungen Weiber klagen.“
Den Mann erfreut ein ſolcher Unterricht.
Die Nacht verſtreicht, der Trank iſt eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht;
Drum muß der zweyte Doctor kommen.
Er kömmt. Geduld! nun werden wirs erfahren.
Was iſts? Was fehlt der ſchönen Frau?
Der Doctor ſieht es ganz genau,
Daß ſich die Blattern offenbaren.
Sulpicia! erſt ſollſt du ſchwanger ſeyn?
Nun ſollſt du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte ſchweigt, und gebt ihr gar nichts ein;
Denn einer muß ſich doch betrügen.
Nein, überlaßt ſie der Natur
Und dem ihr ſo getreuen Bette;
Geſetzt, daß ſie die ſchlimmſte Krankheit hätte,
So iſt ſie nicht ſo ſchlimm, als eure Cur.
Geduld! vielleicht geneſt ſie heute,
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er ſie hundertmal, obs noch nicht beſſer iſt?

Ach! ungeſtümer Mann, du nöthigſt ſie zum Sprechen;
Wie? wird ſie nicht das Reden ſchwächen?
Sie ſpricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörſt du ſchon,
Daß ſich die Schmerzen ſtets vergrößern.
Bald wird es ſich mit deiner Gattin beſſern!
Der Tod, der Tod bringt ſchon herein,
Sie von der Marter zu befreyn!

Wer pocht? Es wird der Doctor ſeyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpicia fängt an, die Augen aufzuſchlagen.
Er kömmt, ſo ſtammelt ſie, Er kömmt zu rechter Zeit;
Iſt dieß vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie Er ſieht, ſo werd ich bald erblaſſen;
Doch hätte mich der Himmel leben laſſen:
So hätt ich mir ein ſolches Kleid beſtellt,
Von ſolchem Stoff, als Er, Er wirds wohl wiſſen,
Für meine Freundin machen müſſen;
Es iſt nichts ſchöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Beſuch gegeben,
So trug ſie dieſes neue Kleid;
Doch geh Er nur. O kurzes Leben!
Es iſt doch alles Eitelkeit!

O faſſe dich, betrübter Mann!
Du hörſt ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verſchwinden!
Der Athem wird ſich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn;
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpicia liegt noch darnieder,
Und dankt ihm ſeufzend für den Gruß.
Allein wer ſagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geſchlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!

Dieß iſt der Stoff, dieß iſt das reiche Kleid.
Allein, was ſoll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.
Ach Engel! ſpricht der Mann, bey ſanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt ich dich nur geſund in dieſem Schmuck erblicken.
O! fängt ſie an, ſo krank ich bin:
So kann ich Ihnen doch, mein Liebſter, nichts verſagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute ſehn,
Wie mir das neue Kleid wird ſtehn.
Man bringt den Schirm, und ſie verläßt das Bette,
So ſchwach, als ob ſie ſchon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt ſie an, geputzt trinkt ſie Caffee.
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid geweſen,
Und durch das Kleid muß ſie geneſen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Der gute Rath.

Ein junger Menſch, der ſich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorſchlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen ſollte?
Freund, ſprach der Greis, das weiß ich nicht.
So gut man wählt, kann man ſich doch betrügen
Sucht ihr ein Weib bloß zum Vergnügen:
So wählet euch ein ſchön Geſicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch ſtrebt ihr durch die Frau nach hohem Range,
Nun ſo vergeßt, daß beßre Mädchen ſind,
Wählt eines großen Mannes Kind,
Und unterſucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinne und den Leib:

So wagts, um euch nach Wunsche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier schwieg der Alte lachend still.
Ach! sprach der junge Mensch, das will ich ja nicht wissen!
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen...
O! fiel der Greis ihm ein, so müßt ihr keine nehmen

Die beyden Mädchen.

Zwey junge Mädchen hofften beyde,
Worauf? Gewiß auf einen Mann;
Denn dieß ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngste Schwester, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt' ein rund Gesicht, und eine zarte Haut;
Doch eine sehr gezwungne Miene.
So fest geschnürt sie immer ging,
So viel sie Schmuck ins Ohr und vor den Busen hing,
So schön sie auch ihr Haar zusammen rollte:
So ward sie doch bey alle dem,
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.
Die andre Schwester, Caroline,
War im Gesichte nicht so zart;
Doch frey und reizend in der Miene,
Und liebreich mit gelaßner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt,
Und selbst ihr Reiz schien solche zu verlangen
Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie prahlte nicht mit theuren Kostbarkeiten.
Ein artig Band, ein frischer Strauß,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten.
Und eine nach dem Leib wohl abgemeßne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam, man wies ihm Philippinen;
Er sah sie an, erstaunt, und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frey, er wollte wieder gehn.
Kaum aber sah er Carolinen,
So blieb er vor Entzückung stehn.
Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur.
Die erste prahlt mit weit gesuchtem Schimmer,
Sie fesselt nicht; sie blendet nur.
Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt sich bescheiden sehn; und so gefällt sie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meynung aus.
Der Kenner sagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er, bey dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht,
Ist in dem Helm und in dem Schilde.
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler ward beschämt gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.

Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch, wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Fabeln und Erzählungen.

Zweytes Buch.

Die beyden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette,
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre sich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie soll den Streit entscheiden;
Und beyde stimmen herzhaft an.
Nun, hieß es: sprich, wer von uns beyden
Am meisterlichsten singen kann?
Das weiß ich nicht, sprach sie bescheiden,
Und sah sie ganz mitleidig an,
Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzuzwingen.
So, sprach sie, will ichs denn gestehn:
Die kann so gut, wie jene singen;
Doch singt, so lang ihr wollt, es singt doch keine schön.
Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen.

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O! wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit entstehn.
Wir wollen keinen von euch kränken;
Der eine kann so gut, wie jener denken;
Doch keiner von euch denket schön.
Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredsamkeit.

So lange wir Mosheime haben:
So sehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder seyd.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen, o bleibt in Ruh!
Du demonstrirst wie er, und er so fein, wie du;
Allein so lange wir Leibnitze vor uns haben:
So hört euch keine Seele zu.
O! zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unsrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein so lange wir noch Hagedorne haben:
So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen seyd.

Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt, mich deucht, sie lag in Griechenland,
Drang einst der Feind, von Wuth entflammt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raserey
Bis auf den letzten Mann ermorden
O Himmel! welch ein Angstgeschrey
Erregten nicht der Weiber blasse Schaaren!
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schreyn,
Was muß das für ein Lärmen seyn!
Ich zittre schon, wenn zwey nur schreyn

Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen, schon vor Angst halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren,
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgesammt um ihrer Männer Leben.
So hats von tausenden nicht Eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht, des Mannes los zu seyn?
Von tausenden nicht Eine? Nein.
Nun, das ist viel; da muß, bey meinem Leben,
Noch gute Zeit gewesen seyn.

So hart als auch der Feldherr war,
So konnt er doch dem zauberischen Flehn
Der Weiber nicht ganz widerstehn.
Denn welchen Mann, er sey auch zehnmal ein Barbar,
Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General seyn mögen,
Vor dem der Weiber Schaar so kläglich sich vereint:
Ich hätte wie ein Kind geweint.
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau, zu ihrer Ruh,
Den Mann, und einen noch dazu,
Wenn sie's von mir verlangt, gegeben.
Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht;
Ihr Schönen, fängt er an und spricht...
Ihr Schönen? Dieses glaub ich nicht;
Ein harter General wird nicht so liebreich sprechen.
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug! er hats gesagt. Ein alter General
Hat, dächt ich, doch wohl wissen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie seyn es, oder nicht, kann meine Schönen nennen
Ihr Schönen, sprach der General,
Ich schenk euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben;
Und die ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor diesem Zelt.
Wie? fingen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß, der General war dennoch ein Tyrann
Was halfs, daß er, ihr Schönen! sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur Eine zag'e;
So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dieß noch nicht genug;
Er ließ nicht eh nach ihren Männern schicken,

Als bis ſie einen Eid gethan,
(Der General war ſelbſt ein Ehemann)
Bis, ſag ich, ſie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.
O welche Wolluſt! welch Entzücken!
Vergebens wünſch ichs auszudrücken,
Mit welcher Brünſtigkeit die Frau den Mann umfing
Mit was für ſehnſuchtsvollen Blicken
Ihr Aug an ſeinem Auge hing!
Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben ſtehen,
Um ihren Feinden nachzuſehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Iſt die Geſchichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth.
Sie grämten ſich, und durftens doch nicht ſagen.
Wer wirds, den Eid zu brechen, wagen?
Genug der Kummer trat ins Blut.
Sie legten ſich; drauf ſtarben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und ſatt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böſe General!

Der ſterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Chriſtophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor ſeinem Sterben
Sah er ſich ganz betrübt nach ſeinem Chriſtoph um.
Sohn! fing er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
Du haſt Verſtand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Käſtchen mit Juwelen ſtehn,
Die ſollen dein. Nimm ſie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.
Der Sohn erſchrak und ſtutzte lange.
Ach Vater! hub er an, wenn ich ſo viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?

Ey! fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Görgen iſt mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch ſeine Dummheit fort.

Der junge Dreſcher.

Dem Dreſcher, der im weichen Gras
Vor ſeinem Topf mit Milch und ſchwarzem Brode ſaß,
Dem wollte ſeine Milch nicht ſchmecken.
Er fing verdrießlich an, ſich in das Gras zu ſtrecken,
Dacht ängſtlich ſeinem Schickſal nach,
Und dehnte ſich dreymal, und ſprach:
Du biſt ein ſchlechter Kerl, du haſt kein eignes Dach,
Und mußt dich Tag für Tag mit deinem Flegel plagen;
Du thätſt ja gern mit deinem Schatze ſchön;
Allein, du Narr, mußt in der Scheune ſtehn,
Und kannſt nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine Micke ſehn.
Du biſt noch jung, und kannſt hübſch leſen und hübſch ſchreiben,
Und wollteſt ſtets ein Dreſcher bleiben?
Des Schulzen Tochter iſt dir gut,
Iſt reich, und kann ſich hübſch geberden:
So nimm ſie doch. Du kannſt, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann ißt du dein Stücke Fleiſch in Ruh,
Und trinkſt dein gutes Bier dazu,
Und haſt gleich nach dem Pfarr die Ehre...
O! wenn ich doch ſchon Schulze wäre!

Indem Hanns noch ſo ſprach, kam ſeine Schöne her.
Sie that, als käme ſie nur ſo von ohngefähr;
Allein ſie kam mit Fleiß, weil ſie ihn ſprechen wollte,
Und er verwegen ſeyn, und ſie recht herzen ſollte.
Denn Mädchen, wenn ſie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hanns zieht die Schöne ſanft zu ſich ins Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Latz, ſchielt öfters auf ihr Mieder,
Faſt wie ein junger Herr; nur mit dem Unterſcheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.

Kurz, er fing an, ſie recht verliebt zu küſſen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon
Und ward, wie viele noch auf dieſem Dorfe wiſſen,
Des reichen Schulzen Schwiegerſohn.
Kaum hat er ſie: ſo ward der Alte ſchon
Durch ſchnellen Tod der Welt und ſeinem Dorf entriſſen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüßen?
Wen anders, als den Schwiegerſohn?
Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig wieder,
Und wirft ſich auf die Bank, als Schulz im Dorfe, nieder.
So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student,
Nach einem glücklichen Examen,
Sich ſelbſt vor trunkner Luſt nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in ſeiner Schönen Namen,
Nach einem tiefen Compliment,
Das erſtemal Herr Doctor nennt:
So wußt auch Hanns vor großer Freude
Nicht, wo er Händ' und Füße ließ,
Als ihn Schulmeiſters Adelheide
Das erſtemal Herr Schulze hieß.
Wie glücklich prieß er ſich in ſeiner Ehrenſtelle!
Er aß ſein Fleiſch, und that den Gäſten oft Beſcheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle.
Denn welches Amt iſt wohl davon befreyt?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf ſich Herr Hanns verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er ſich ſein Glück erfreut,
Und oft gewünſcht: Wenn ich doch Schulze wäre!
Ich, fing er zu ſich ſelber an,
Ich habe Haus und Hof, und Ehre,
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.
Bald ſoll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red' und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an,
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teufliſchen Soldaten,
Und fluchen mir die Ohren voll.

Bald weiß ich mir bey den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,
Die ich dem Landknecht schaffen soll.
Die Bauern brummen, wenn ich strafe;
Und straf ich nicht, so lachen sie mich aus.
Sonst störte mich kein Mensch im Schlafe,
Jetzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und, wenn es niemand thut, so hunzt die Frau mich aus.
O wäre mirs nur keine Schande!
Ich griffe nach dem ersten Stande,
Und stürb als Drescher auf dem Lande.

Wer weiß, ob mancher Große nicht
Im Herzen wie der Schulze spricht!
Wer weiß, wie viele sonst zu Fuße ruhig waren,
Die jetzund mißvergnügt in stolzen Kutschen fahren!
Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug
Eh es der Fürsten Gunst an einem Bande trug!
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
Daß ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt!
Lernt doch, daß die am mindsten glücklich sind,
Die euch am meisten glücklich scheinen!

Die glückliche Ehe.

Gedankt sey es dem Gott der Ehen!
Was ich gewünscht, hab ich gesehen:
Ich sah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bey gleicher Lieb' und gleicher Treue,
In langer Ehe glücklich war.
Ein Wille lenkte hier zwo Seelen:
Was sie gewählt, pflegt er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch sie.
Ein Fall, wo andre sich betrübten,
Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.
Da ihn kein Eigensinn verführte,
Und sie kein eitler Stolz regierte;

So herrſchte weder ſie noch er;
Sie herrſchten; aber bloß mit Bitten.
Sie ſtritten; aber wenn ſie ſtritten,
Kam bloß ihr Streit aus Eintracht her.
So wie wir, eh wir uns vermählen,
Uns unſre Fehler klug verhehlen,
Uns falſch aus Liebe hintergehn:
So ließen ſie auch in den Zeiten
Der zärtlichſten Vertraulichkeiten,
Sich nie die kleinſten Fehler ſehn.
Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm, wie der erſte, ſie noch ein.
Sie ſtarben. Wann? ... Wie kannſt du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen,
Sonſt würden dieß nur Fabeln ſeyn.

Die beyden Wächter.

Zween Wächter, die ſchon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten ſich, aus aller Macht,
Auf allen Bier- und Branntweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Span,
Woran der andre ſich den Tabak angezündet,
Aus Haß den ſeinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten ſie einander an.
Und jeder wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum ſie ſolche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte ſichs denn offenbaren,
Warum ſie, ſeit ſo vielen Jahren,
So heidniſch unverſöhnlich waren.

Was war der Grund? Der Brodneid? War ers nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht!
Allein so sang der andre nicht.
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beyd' im Singen zänkisch banden,
Aus dem verwahrt und dem bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß und Rach und Wuth entstanden.

Die Wächter, hör' ich viele schreyn,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das müßten große Narren seyn.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich seyn!
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweyten?

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn,
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
Wenn, sprach es, und fing an, die Schenkel schön zu heben,
Wenn kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wenn bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und laß mich ruhig pflügen.
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdest du den Hafer kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.
Ist der, der sich und euch durch seine Händ ernährt,
Nichts bessers, als Verachtung werth?
Gesetzt, du hättest beßre Sitten:

So iſt der Vorzug doch nicht dein.
Denn ſtammteſt du aus ihren Hütten:
So hätteſt du auch ihre Sitten;
Und was du biſt, und mehr, das würden ſie auch ſeyn,
Wenn ſie, wie du, erzogen wären.
Dich kann die Welt ſehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die Fliege.

Daß alle Thiere denken können,
Dieß ſcheint mir ausgemacht zu ſeyn.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aeſopus hats geſagt, Fontaine ſtimmt mit ein.
Wer wird auch ſo mißgünſtig ſeyn,
Und Thieren nicht dieß kleine Glücke gönnen,
Aus dem die Welt ſo wenig macht?
Denk oder denke nicht, darauf giebt Niemand Acht.

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunſt mit ew'gem Stolze blickte,
Dich ſchnell zum Beyfall zwang, und gleich dafür entzückte,
Und wenn ſie dich durch Schmuck beſtürzt gemacht,
Mit edler Einfalt ſchon dich wieder zu dir brachte;
In dieſem Bau voll Ordnung und voll Pracht
Saß eine finſtre Flieg' auf einem Stein und dachte.
Denn daß die Fliegen ſtets aus finſtern Augen ſehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,
Kömmt bloß daher, weil ſie ſo viel verſtehn,
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So ſaß auch hier die weiſe Fliege.
Ein halbes Dutzend ernſte Züge
Verfinſterten ihr Angeſicht.
Sie denkt tiefſinnig nach und ſpricht:
Woher iſt dieß Gebäud' entſtanden?
Iſt außer ihm wohl jemand noch verhanden,
Der es gemacht? Ich ſeh's nicht ein.
Wer ſollte dieſer Jemand ſeyn?
Die Kunſt, ſprach die bejahrte Spinne,

Hat dieſen Tempel aufgebaut.
Wohin auch nur dein blödes Auge ſchaut,
Wird es Geſetz und Ordnung inne;
Und dieß beweiſt, daß ihn die Kunſt gebaut.
Hier lachte meine Fliege laut.
Die Kunſt? ſprach ſie ganz höhniſch zu der Spinne;
Was iſt die Kunſt? Ich ſinn' und ſinne,
Ich ſehe nichts, als ein Gedicht.
Was iſt ſie denn? Durch wen iſt ſie vorhanden?
Nein, dieſes Mährchen glaub ich nicht.
Lern es von mir, wie dieſer Bau entſtanden:
Es kamen einſt von ohngefähr
Viel Steinchen einer Art hieher,
Und fingen an, zuſammen ſich zu ſchicken.
Daraus entſtand der große hohle Stein,
In welchem wir uns beyd' erblicken.
Kann was begreiflicher als dieſe Meynung ſeyn?

Der Fliege können wir ein ſolch Syſtem vergeben;
Allein daß große Geiſter leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefähr zum Urſprung geben,
Und lieber zufallsweiſe leben,
Als einen Gott zum Thron erheben;
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man ſie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu ſehen,
(Erzählte mir mein Freund), beſchloß ich auszugehn.
Ich ging vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher, reicher Mann,
Der, ſeiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden,
Nebſt dem, was er damit die Meſſe durch gewann,
Und was er, wenns ihm glücken ſollte,
Durch den Gewinnſt nun noch gewinnen wollte,
In ſchweren Ziffern überſann.

Herr Orgon ging vor mir, (ich geb' ihm dieſen Namen,
Weil ich den ſeinen noch nicht weiß:)
Er ging; doch eh wir noch zu unſerm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter ſchwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb ſeine war,
Sein ehrlich fromm Geſicht, ſein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünſten redte.
Ach! ſprach er, ach erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durſt zu ſtillen,
Ich will euch künftig gern nicht mehr beſchwerlich ſeyn,
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunſch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne ſeyn.
So ſprach der Greis; allein was ſprach der Reiche?
Ihr ſeyd ein ſo bejahrter Mann,
Ihr ſeyd ſchon eine halbe Leiche,
Und ſprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverſchämter alter Mann!
Müßt ihr denn noch erſt Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu ſinken?
Wer in der Jugend ſpart, der darbt im Alter nicht. ...
Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom ſchamhafter Zähren
Floß von des Alten Angeſicht. ...
O Gott! du weißts! Mehr ſprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angſt den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier ſtillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen ſehen ſollte.
Allein er rufte mich zurück.
Ach! ſprach er mit noch naſſem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben; ?
Es iſt ein gar zu großes Stück.
Ich bring euch nicht darum, gebt mir ſo viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!
Ihr, ſprach ich, ſollt es alles haben;
Ich ſeh, daß ihrs verdient; trinkt etwas Wein dafür.

Doch armer Greis, wo wohnet ihr?
Er ſagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage
Nach dieſem Greis, der mir ſo redlich ſchien,
Und that im Gehn ſchon manche Frag' an ihn;
Allein, indem ich nach ihm frage,
War er ſeit einer Stunde todt.
Die Mien' auf ſeinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er geſtern redte.
Ein Pſalmbuch und ein wenig Brod
Lag neben ihm auf ſeinem harten Bette.
O! wenn der Geizhals doch den Greis geſehen hätte,
Mit dem er ſo unchriſtlich redte,
Und der vielleicht ihn jetzt bei Gott verklagt,
Daß er vor ſeinem Tod ihm einen Trunk verſagt!
So ſprach mein Freund, und bat, die Müh auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhals zu beſchämen.
Wiewohl ein Mann, der ſich zu keiner Pflicht,
Als für das Geld verſteht, der ſchämt ſich ewig nicht.

Calliſte.

O Leſer! ſtelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz ſich längſt ein edelmüthig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte;
Die ſtell jetzt deinem Geiſte dar,
Und fühl es recht, wie ſchön ſie war.
Die, deren Schickſal ich erzähle,
Calliſte, groß durch ihren Stand,
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil ſie ſich nicht wohl befand,
Und weil der Doctor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs erſten Wundarzt holen.
Er, dieſer ſo berühmte Mann,
Der ſchmachtend insgeheim Calliſtens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tauſend Freuden an.
Er kam. O wär er nie gekommen!

Er nimmt den weißen Arm, und ſtreift ihn ängſtlich auf,
Und forſcht, von Lieb und Ahnung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und ſtreift in trunkner Angſt den Arm noch einmal auf.
Calliſtens Freundin ſieht ihn zagen,
Und ſagts ihr (heimlich ſagt ſies ihr).
O! ſpricht ſie: Laſſen Sie den Herrn nur ruhig ſchlagen,
Und ſchlüg er zweymal fehl: ſo werd ich doch nichts ſagen;
Ich weiß, er meynt es gut mit mir.
Der Arzt ſprach noch: das wollen wir nicht hoffen,
Und ſchlug, und rief: O unglückſelger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen!
Und taumelte, bis er darnieder lag.
Sie, noch für den beſorgt, (kann man was edlers denken?)
Der ſo gefährlich ſie verletzt,
Verbot ihm oft, ſich nicht um ſie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bey allem Schmerz geſetzt.
Doch dieß war nur geringes Leiden.
Die Aerzte ſahn nunmehr die tödtliche Gefahr,
Und wurden grauſam eins, den Arm ihr abzuſchneiden,
Weil ſonſten keine Rettung war:
Und ohne ſich darüber zu beklagen,
Reicht ſie den Arm, den ſchönen Arm, ſchon dar,
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an dieſem Unglück war.
So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verluſt des Arms gegeben?
So war das Leben denn für ſo viel Schmerz der Lohn?
Sieh nur den Doctor an, ſein Schrecken ſagt dirs ſchon!
Er ſieht den Brand, und ſpricht mit bangem Ton:
Sie können länger nicht als noch drey Tage leben!
O Gott, wie kurz iſt dieſe Friſt!
Ihr Aerzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen iſt!
Auch hier blieb noch das große Herz gelaſſen.
So, ſprach ſie, ſterb ich denn? Wohlan! Er iſt nicht Schuld.
Er würde gern für mich erblaſſen.
Gott hats verhängt; Gott ehr ich durch Geduld,
Und bin bereit, den Augenblick zu ſterben;

(Der Wundarzt trat indem herein,)
Sie aber, fuhr ſie fort, ſetz ich hiermit zum Erben,
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten ſonſt unglücklich ſeyn!
Sie ſprachs, und ſchlief großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe ſah ein Paar geſchickte Knaben
Im Bret einmal die Dame ziehn,
Und ſah auf jeden Platz, den ſie dem Steine gaben
Mit einer Achtſamkeit, die ſtolz zu ſagen ſchien,
Als könnt er ſelbſt die Dame ziehn.
Er legte bald ſein Mißvergnügen,
Bald ſeinen Beyfall an den Tag;
Er ſchüttelte den Kopf jetzt bey des einen Zügen
Und billigte darauf des andern ſeinen Schlag.
Der eine, der gern ſiegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geſchickt zu ziehn;
Der Affe ſtieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen ſollte.
Doch welchen Stein ſoll ich denn ziehn,
Wenn du's ſo gut verſtehſt? ſprach der erzürnte Knabe.
Den, jenen, oder dieſen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daß er ſich fragen ſah,
Und ſprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob ſie das, was du verſtehſt, verſtünden:
So frage ſie um Rath. Sind ſie mit ihrem Ja
Bey deinen Fragen hurtig da:
So kannſt du mathematiſch ſchließen,
Daß ſie nicht das Geringſte wiſſen.

Der Bauer und ſein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einſt mit auf Reiſen nahm,
Und der, Trotz ſeinem Herrn, mit einer guten Gabe,

Recht dreiſt zu lügen, wieder kam,
Ging, kurz nach der vollbrachten Reiſe,
Mit ſeinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverſchämteſte Weiſe.
Zu ſeinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverſchämte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben, oder nicht:
So ſag ichs euch und jedem ins Geſicht,
Daß ich einſt einen Hund bey — Haag geſehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.
Das, ſprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge ſehn.
Wir, zum Exempel, gehn jetzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirſt du eine Brücke ſehn,
(Wir müſſen ſelbſt darüber gehn,)
Die hat dir manchen ſchon betrogen;
(Denn überhaupt ſolls dort nicht gar zu richtig ſeyn.)
Auf dieſer Brücke liegt ein Stein,
An den ſtößt man, wenn man denſelben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht ſogleich das Bein.
Der Bub erſchrak, ſobald er dies vernommen.
Ach! ſprach er, lauft doch nicht ſo ſehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß ſagt ich, daß er geweſen wär?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mirs ein, war erſt ein halbes Jahr;
Allein das wollt ich wohl beſchwören,
Daß er ſo groß als mancher Ochſe war.
Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen ſchlug das Herz. Wie konnt es anders ſeyn?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er ſah nunmehr die richteriſche Brücke,
Und fühlte ſchon den Beinbruch halb.
Ja, Vater, fing er an, der Hund, von dem ich redte,

War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte:
So war er doch viel größer, als ein Kalb.
Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dirs gehn!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
Ach Vater! spricht er, seyd kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen:
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt,
Lüg auch, und mehr als er, und such ihn zu beschämen:
So machst du dich um ihn, und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bey Hofe war;
Bey Hofe? Was? bey Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüßte nicht, wie ein Poet,
Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
Was der bey Hofe nöthig wäre?
Was ein Poet bey Hofe nöthig ist?
Ja Freund, du hast wohl recht zu fragen,
Mich ärgerts, daß August zween Dichter gern vertragen,
Die man doch jetzt kaum in den Schulen liest.
Was ists denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! Gar nichts; der eine macht,
Daß man bey Hofe weint, der andre, daß man lacht.
Das heißt dem Staate trefflich dienen,
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht.
Doch auf die Sache selbst zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schlief einst bey Tag im Louvre ein. —
Wie so? War er berauscht? Das kann wohl möglich seyn;
Man hat in Frankreich guten Wein,
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund' und Kenner seyn.

Ich mag die Welt nicht Lügen ſtrafen,
Drum ſag ich weder Ja, noch Nein.
Gnug der Poet war eingeſchlafen,
Und war nicht ſchön, das man wohl merken muß;
Doch gab die Königin, den Schlaf ihm zu verſüßen,
Ihm im Vorbeygehn einen Kuß.
Was, rief ein Prinz, den blaſſen Mund zu küſſen?
Blaß, ſprach die Königin, blaß iſt er, das iſt wahr;
Doch ſagt der Mann mit ſeinem blaſſen Munde
Mehr Schönes oft in einer Stunde,
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.

Die Mißgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gevatterin,
Ach wüßten Sie, wo ich geweſen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein Sie müſſen nicht erſchrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerin.
Lucinde, daß ichs kurz erzähle,
Lucinde, die ſo ſtolze Seele,
Die uns durch ihren Staat ſo oft beſchämt gemacht,
Erſchrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind, (verzeih mirs Gott!) mit langen Haſenohren,
Ein recht abſcheulich Kind geboren.
Die ſtolze Frau! ich richte nicht!
Allein ich weiß, daß nichts umſonſt geſchicht.
Lucinde wünſcht, daß es verſchwiegen bliebe!
Ich wünſch es ſelbſt aus Menſchenliebe;
Allein die Stadt erfährts, gedenken ſie an mich;
Indeß behalten Sie die Heimlichkeit für ſich.
Frau Orgon eilt von ihr erſchrocken zu Dorinden,
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden,
Und ſchmäht mit ihr die Weiber, die gern ſchmähn.
Wie? ſollte ſie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn ſie fängt ſchon an ſich beſtens zu empfehlen.
Warum muß der Beſuch ſo bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beyde ſich von nichts zu reden ſchämen
Deswegen? Nein, das glaub ich nicht.

Wie ſollten dieß ſich Weiber übel nehmen?
Da mancher große Mann, gelehrt von Angeſicht,
Oft Tage lang von nichts mit großen Männern ſpricht.

So iſt Frau Orgon ſchon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht ſie fort.
Doch ſeht, ſie kehrt ſich um: Frau Schweſter, noch ein Wort,
Ein Wort! Es ſoll mich ſehr verlangen,
Ob Sie — Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott vergieb mir meine Sünde!
Nichts von der Mißgeburt der koſtbaren Lucinde,
Mit welcher ſie die Welt beſchwert?
Hier ſieht man recht die göttlichen Gerichte!
Ein Kind mit härichtem Geſichte,
Das einem Haſen gleicht, und einem Pferdefuß,
Bedenken Sie, wie das erſchrecklich laſſen muß!
Allein Lucinde wills verhehlen;
Drum ſagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es iſt ein Sohn.

Dorinde ſagts ihr zu. Und doch ſoll mirs nicht fehlen
Sie wird die Neuigkeit, ſobald ſie kann, erzählen,
Weil jene ſie, zu ſchweigen, bat.
Sie thut es ſo getreu, als es Frau Orgon that.
Erſt hat das Kind nur Haſenohren,
Frau Orgon ſchenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;
Allein Dorinden iſts noch viel zu ſchön geboren.
Und weil ſie was verbeſſern muß,
Thut ſie dem Kinde den Gefallen,
Und macht ihm noch an beyde Hände Krallen.

Eh noch der Nachmittag verſtrich,
Ließ das Geheimniß ſich auf allen Gaſſen hören.
Die alten Mütter kreuzten ſich,
Und ſuchten ſchon recht mütterlich
Durch dieſes Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Menſch, der nicht mit einem Ach!
Von dieſem Wechſelbalge ſprach.
Die Knaben ſtritten ſelbſt mit blutigem Geſichte
Schon für die Wahrheit der Geſchichte.

Sobald als dieß der Magiſtrat erfuhr,
Schickt er den Phyſicus zu dieſer Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anſtatt den Wechſelbalg zu finden,
Fand er ein wohlgeſtaltes Kind,
An dem die Ohren größer waren,
Als ſie bey andern Kindern ſind.
Das war die Mißgeburt, der man ſo mit gefahren.

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünſcht ſeyſt du, gemeine Sage!
Die ſchnell mit dem, was ſie zu wiſſen kriegt,
Geheimnißvoll in alle Häuſer fliegt,
Und, wenn ſies dreymal ſagt, von neuem dreymal lügt.
Ein giftig Weib, was kann die nicht erzählen,
Zumal, wenn es der armen Freundin gilt!
Ein giftig Weib — Doch nein, ich mag nicht ſchmählen,
Mich ſchreckt die Redekunſt, mit der ſie Andre ſchilt.

Die Ente.

Die Ente ſchwamm auf einer Pfütze,
Und ſah am Rande Gänſe gehn,
Und kommt aus angebornem Witze
Der Spötterey unmöglich widerſtehn.
Sie hob den Hals empor, und lachte dreymal laut,
Und ſah um ſich, ſo wie ein Witzling um ſich ſchaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geſchrey und Lachen,
So glücklich iſt, ihm Luft zu machen.
Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb ſtehn.
Was, ſprach ſie, haſt du uns zu ſagen?
„Ach nichts! Ich hab euch zugeſehn,
„Ihr könnt vortreflich auswärts gehn.
„Wie lange tanzt ihr ſchon? Das wollt ich euch nur fragen.'
Das, ſprach die Gans, will ich dir gerne ſagen;
Allein du mußt mit mir ſpazieren gehn.

Ihr Kleinen, die ihr ſtets ſo gern auf Größre ſchmähet,
An ihnen tauſend Fehler ſehet,

Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch so blähet,
Dieſelben Fehler auch verſteckt.
Und ſollen ſie der Welt, wie euch, unſichtbar bleiben:
So laßt euch nicht daraus vertreiben!

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um andre klug zu machen,
Das Amt des Albernen gewählt;
(Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)
Till Eulenſpiegel zog einmal
Mit Andern über Berg und Thal.
So oft als ſie zu einem Berge kamen,
Ging Till an ſeinem Wanderſtab
Den Berg ganz ſacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn ſie bergaufwärts ſtiegen,
War Eulenſpiegel voll Vergnügen.
Warum, fing einer an, gehſt du bergan ſo froh?
Bergunter ſo betrübt? Ich bin, ſprach Till, nun ſo.
Wenn ich den Berg hinunter gehe:
So denk ich Narr ſchon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz.
Allein, wenn ich bergaufwärts gehe:
So denk ich an das Thal, das folgt, und faß ein Herz.

Willſt du dich in dem Glück nicht ausgelaſſen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern ſo klug, wie Eulenſpiegel, ſeyn,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Cleant.

Cleant, ein lieber Advocat,
Der, wie es ihm nach ſeinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte,
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch ſeinen Witz los proceſſirte,

Half, weil man ihn um ſeinen Beyſtand bat,
Die Unſchuld zweener Diebe retten,
Und brachte ſie, weil er geſchickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur,
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da ſieht mans nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!
Denn wär er nicht ſo treu die Sache durchgegangen:
So hätte man das arme Paar,
Das ſeiner That faſt überwieſen war,
In aller Unſchuld aufgehangen.
Jetzt waren ſie nun beyde frey,
Und dankten ihrem Advocaten
Auf ihren Knien für ſeine Treu,
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Ducaten;
Und ſchwuren ihm bey ihrer Ehrlichkeit,
Wenn beßre Zeiten kommen ſollten,
Daß ſie für dieſen Dienſt, durch den er ſie befreyt,
Ihn reichlicher belohnen wollten.
Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie ſahn nun, daß ſie nicht nach Hauſe kommen könnten;
Drum gab der Advocat den redlichen Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil ſie ſo gut bezahlet hatten.
Dieß kam den Herren gut zu Statten;
Denn ſie bedienten ſich der Nacht,
Und knebelten den lieben Wirth im Bette,
Und ſtahlen das, was ſie gebracht,
Und ſuchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte
Drauf gingen ſie zu ihm vors Bett,
Und nahmen höflich gute Nacht.

Der Wuchrer.

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,

Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beſchwur es oft, allein durch Gottes Segen.
Und um ſein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hoſpital für arme Fromme baun.

Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
Und vor dem Hauſe ſtand, und heimlich überdachte,
Wie ſehr verdient er ſich um Gott und Arme machte:
Ging ein verſchmitzter Freund vorbey.
Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieſer Freund das Haus bewundern ſollte,
Fragt ihn mit freudigem Geſchrey,
Obs groß genug für Arme ſey?
Warum nicht? ſprach der Freund, hier können viel Perſonen
Recht ſehr bequem beyſammen ſeyn;
Doch ſollen alle die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht: ſo iſt es viel zu klein.

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten;
Der Tod der Mücke heiſcht mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene ſtarb, und die verſchied.
Sie ſetzte ſich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entſchloß ſich, that drey gute Züge,
Und ſank vor Luſt ins Glas hinein.
Die Mücke ſah die Freundin liegen:
Dieß Grabmal, ſprach ſie, will ich ſcheun
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.
Allein verblendet von dem Scheine,
Ging ſie der Luſt zu eifrig nach;
Verbrannte ſich die kleinen Beine,
Und ſtarb nach einem kurzen Ach!

Ihr, die ihr euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verdarbt,
Ruht wohl, und laßt zu euern Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.

Amynt.

Amynt, der sich in großer Noth befand,
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen,
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche ging des Armen Bitten ein.
Denn gleich aufs erste Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange trostlos stehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweymal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf,
Und fuhr ihn, (denn dafür war er ein reicher Mann,)
Bey jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fing er an sich zu entschließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs Procent zehn Thaler vorzuschießen,
Und dieß Procent zog er gleich ab.
Indem daß noch der Reiche zählte,
So trat sein Handwerksmann herein,
Und bat, weils ihm am Gelde fehlte,
Er solle doch so gütig seyn
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
Ihr kriegt jetzt nichts! fuhr ihn der Schuldherr an.
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholtenmalen
Ihm die paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,

Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
„Ein Schelm? das wäre mir nicht lieb.
„Ich werde gehn und Sie verklagen;
„Amynt dort hats gehört" — Und eilends ging der Mann.
Amynt! fing drauf der Wuchrer an,
Wenn sie euch vor Gerichte fragen:
So könnt ihr mir ja zu gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar seyn,
Und euch statt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dieß würde mir ein ew'ger Vorwurf seyn.
Kurz, wollet ihr mich nicht, als Zeuge, kränken:
So will ich euch die zwanzig Thaler schenken;
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.
Herr, sprach Amynt, ich habe seit zween Tagen,
Für meine Kinder nicht satt Brod.
Sie werden über Hunger klagen,
So bald sie mich nur wieder sehn.
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen,
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu seyn.

Herodes und Herodias.

Freund, wer Ein Laster liebt, der liebt die Laster alle.
Wer Ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem Einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
O! sprichst du, welche Sittenlehre
Giebt euch der Geist der Schwermuth ein!
Gesetzt, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
Werd ich deswegen wohl der Mordsucht eigen seyn?
Ich glaub es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn;
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerey sey kein Verbrechen,

Bayerische Staatsbibliothek München

Wird, wenns dein Vortheil nur begehrt,
Das Wort zugleich der Mordſucht ſprechen.
Auf einmal wird man nie der gröſte Böſewicht;
Allein den Grund dazu kann man auf Einmal legen.
Verletze nur mit Vorſatz Eine Pflicht:
So haſt du ſchon das ſchreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchſt du den Geſetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfſt du Ein Gebot verletzen:
So ſchwächſt du ja den Grund, auf dem ſie alle ſtehn.
Was kann ſich dir denn widerſetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?
O! merk es doch, noch unſchuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk es dir!
Es giebt nicht mehr als Eine Tugend,
Und als Ein Laſter neben ihr.
Haſt du den Vorſatz nicht, nach allen heil'gen Pflichten
Dich in und auſſer dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenſchaft,
Dein Herz iſt doch nicht tugendhaft.
So oft du's wagſt, nur Eins von den Geſetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorſatz zu verletzen:
So ſchwächſt du aller Tugend Kraft,
Und biſt bey hundert guten Thaten,
Die Hoffnung oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig laſterhaft.
O Jugend! faſs doch dieſe Lehren,
Jetzt iſt dein Herz geſchickt dazu.
Dem kleinſten Laſter abzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey niemand eifriger, als du!
Durch ſie ſteigſt du zum göttlichen Geſchlechte,
Und ohne ſie ſind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erſt des Lebens Anmuth ſchön.
Sie wird bey widrigem Geſchicke,
Dich über dein Geſchick erhöhn.

Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehn,
Und in die Welt der sel'gen Herrlichkeiten
Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geistern seyn,
Die sich schon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
O Mensch! ist dir dieß Glück zu klein,
Um strenge gegen dich zu seyn?
Nunmehr mag uns ein wahres Beyspiel lehren,
Wie alle Laster sich von Einem Laster nähren.

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem sie sich vermählt,
Und hing, an seines Bruders Seite,
Der Neigung nach, die auch ein Heide scheute,
Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
Für Zärtlichkeit, und nicht für Unzucht hielt.
Doch laßt die Schmeichler knechtisch sprechen.
Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laster strahlt. Er sieht es, und spricht kühn:
Du hast des Bruders Weib, dieß, Fürst, ist ein Verbrechen!
So redt ein Mann, aus dem der Geist der Tugend spricht.
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig.
Er fürchtet Gott mehr als den König,
Und hält den Muth für seine größte Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.
So dreist sprach Zacharia Sohn;
Allein der Kerker ward sein Lohn.
Ein Widerruf könnt ihn daraus erretten;
Doch nein, ein Tugendfreund liegt lieber frey an Ketten,
Als sklavisch um der Fürsten Thron.
So frey indeß Johannes auch gesprochen:
So blieb er doch dem Fürsten werth.
Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;

Ein heimliches Gefühl heißt ihn dieß Herz noch lieben,
Und sich, daß ers nicht hat, noch hassen kann, betrüben.
Und also scheint der Fürst noch tugendhaft zu seyn,
So sehr ihn auch sein Laster eingenommen.
Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam? Nein!
Doch laßt nur einen Umstand kommen:
So wird ers doch aus Wollust seyn.
Kein Laster herrscht jemals allein.
Und du begingst vielleicht, wie er, das größte,
Wärst du zum größten nicht zu klein.
Der Fürstin Tochter tanzt zu einem Freudenfeste.
Der Hof bewundert sie. Herodes wird entzückt,
Und fühlt, indem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut jetzt deinem Glücke.
„Und bitte, was du willst! für meine Lieb und dich
„Ist nichts zu groß, und nichts zu königlich."
Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias, und fragt: was soll ich bitten?
„Bitt um des Täufers trotzig Haupt."
O Gott! wer hätte das geglaubt?
Ist für ein weiches Herz und für verbuhlte Blicke
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das sonst die kleinsten Schmerzen scheut,
Findt, da die Wollust ihr gebeut,
Selbst Wollust in der Grausamkeit,
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?
Herodes hört den Wunsch, erschrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürstenstolz weist ihn auf sein Versprechen.
Hats nicht der Hof gehört? Bist du nicht Herr und Fürst?
Wird sich Herodias nicht gleich durch Kaltsinn rächen,
Wofern du nicht den Wunsch erfüllen wirst?
Gebeut, sprach seine Brunst; und eilig willigt er
In dieses grausame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüssel her.
Hier siehst du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In Einem Laster alle siegen!

Der Freygeist.

Ihr, die ihr nach der Tugend strebet,
Ihr, die ihr dem gehorsam seyd,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freygeist lacht euch aus, daß ihr so sklavisch lebet.
Was sucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Ists möglich, sich so zu betrügen?
Um euch vergnügt zu sehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr sucht die Ruh, und findt sie in der Last,
Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt.
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle fast.
Die Freyheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frey zu seyn, sich erst an Ketten binden.
Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finstern Köpfen macht;
Folgt der Natur, genießt, was sie euch schenket;
Sucht nichts, als was ihr wünscht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frey, und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren Acht.
Der Pöbel ist der größte Hauf auf Erden,
Von diesem reißt euch los. Er weiß nicht, was er glaubt,
Hält seinen Trieb für unerlaubt,
Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Mißsucht raubt;
Sonst würd er nicht so abergläubisch werden.
Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was Viele glauben, glaubet nicht!
Sie glauben es aus Trägheit, nicht zu prüfen;
Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was ist die Schrift? Was lehret sie?
Ein traurig Leben, reich an Müh,
Und Räthsel, die wir aufzuschließen
Erst der Vernunft entsagen müssen.
Was ist das mächtige Gewissen?
Ein Ding, das die Erziehung schafft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;
Doch die, die wissen, was sie reden,
Empfinden nichts von seiner Kraft.

Folgt der Natur. Sie ruft; was kann ſie anders wollen
Als daß wir ihr gehorchen ſollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht
Und ſchuf den Himmel und die Hölle.
Setzt die Vernunft an ihre Stelle;
Was ſeht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein! ein weibiſches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindiſches Geſchwätze.
Was jeden ruhig macht, iſt jedes ſein Geſetze;
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.

Dieß war der Witz, mit dem in ſeinem Leben
Ein Freygeiſt ſein Syſtem erwies;
Die Tugend von dem Throne ſtieß,
Um nur ſein Laſter drauf zu heben.
Sein böſes Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze ſtarb, war oft des Frechen Spott.

Sein Ende kam. Und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erſchüttert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn ſchon zu verſchlingen ſuchte,
Zerſtörte das Syſtem tollkühner Sicherheit.
Und der, der ſonſt mit ſeinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerſtehn gewagt,
Fing an, der Magd geduldig zuzuhören,
Und ließ von ſeiner frommen Magd,
Zu der er tauſendmal, du chriſtlich Thier, geſagt,
Sich widerlegen und bekehren.
So ſtark ſind eines Freygeiſts Lehren!

Das Vermächtniß.

Oront, der in der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürſten oft den Hirten laſſen müſſen,
Das Glück, von einem Freund ſich treu geliebt zu wiſſen,
Oront, der ſich dieß Glück, ſo arm er war, erſtrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt ſah aus verſchiednen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,

Eröffnete dem Kranken die Gefahr,
Und hieß ihn bald ſein Haus beſtellen.
Oront, der ſich nunmehr dem Irdiſchen entzieht,
Und frey im Geiſt den Tod erwarten wollte,
Bat, daß man ſeinen Freund ihm eiligſt rufen ſollte.
Sein Freund, ſein Pylades, erſchien.
Ach! ſprach Oront, nach zärtlichem Umfaſſen,
Ich ſterb, und was mir Gott verleihn,
Will ich, mein Freund, dir hinterlaſſen:
Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, ſie zu ernähren;
Denn du verdienſt, daß ſie dir angehören.

Die Gutthat.

Wie rühmlich iſts, von ſeinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten ſeyn,
Und lieber minder ſich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!
Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbſchaft zu.
Nun, ſprach ſie, hab ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu.
Sie ſprachs. Gleich ſchlich zu ſeinem Glücke
Ein ſiecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf ſeiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.
Sie ward durchdrungen vom Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte, ging und gab dem Armen
Ein großes Stück verſchimmelt Brod.

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem ſehr berühmten Mann,
Der viel vermocht', inſtändig an,
Daß er ſein Glück ihm machen ſollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathsſtuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittſchrift dar.

Der Gönner las sie durch, und las sie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fing er an, und nahm ihn bey der Hand,
Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb und ehre den Verstand;
Sie sollen dieses Amt vor allen andern kriegen.

Er sprach darauf mit ihm, und was der Jüngling sprach,
Verrieth den besten Geist, geschaffen zum Studiren,
Zum größten Amte nicht zu schwach,
Und werth, die andern zu regieren.

Ach! sprach der Gönner ganz erfreut,
Nun kenn ich Sie; das Amt ist Ihre,
Und in der größten Freundlichkeit
Ging er mit ihm bis vor die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldstück an,
Um sichrer noch zu gehn. Nein, sprach der wackre Mann,
Nunmehr soll dieses Amt nicht Ihre;
Denn wer Geschenke giebt, nimmt sie auch wieder an;
Ihr Herz ist schlecht. Hier griff er nach der Thüre.

Die schlauen Mädchen.

Zwey Mädchen brachten ihre Tage
Bey einer alten Base zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum krähte noch der Hahn bey frühem Tage;
So rief sie schon: Steht auf, ihr Mädchen, es ist spät,
Der Hahn hat schon zweymal gekräht.

Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten,
Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt,
Die wanden sich in ihren weichen Betten,
Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da sie die Zeit ersahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.

Ich habs gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn.

Und ihren Zorn sich zuzuziehn,
Ist leider! eine leichte Sache.
Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Mädchen thaten fremd, und schalten
Auf den, der diesen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.
Allein was halfs den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.
Die Base, die sie sonst nicht eh im Schlafe störte,
Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wußt in der Nacht jetzt nicht, um welche Zeit es wär,
Allein, weil es ihr Alter mit sich brachte,
Daß sie um Mitternacht erwachte:
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn:
So würdest du dich nicht so oft genöthigt sehn,
Die größern Uebel zu ertragen.

Epictet.

Verlangst du ein zufriednes Herz:
So lern die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
Und glaube fest, daß deine Sinne trügen.
Der Schmerz ist in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnügen.
So bald du dieses glaubst: so nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirst in der größten Pein
Noch allemal zufrieden seyn.
Das, sprichst du, kann ich schwer verstehn.
Ist auch die stolze Weisheit wahr?
Du sollst es gleich bewiesen sehn;
Denn Epictet stellt dir ein Beyspiel dar.

Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einſt ſein Herr mit einem ſtarken Stabe
Zweymal ſehr heftig auf das Bein.
Herr, ſprach der Philoſoph, ich bitt ihn, laß ers ſeyn
Denn ſonſt zerſchlägt er mir das Bein.
Gut, weil ich dirs noch nicht zerſchlagen habe:
So ſoll es, rief der Herr, denn gleich zerſchlagen ſeyn.
Und drauf zerſchlug er ihm das Bein.
Doch Epictet, anſtatt ſich zu beklagen,
Fing ruhig an: Da ſieht ers nun!
Hab ichs ihm nicht geſagt, er würde mirs zerſchlagen?

Dieß, Menſch, kann Zenos Weisheit thun!
Beſiege die Natur durch dieſe ſtarken Gründe,
Und willſt du ſtets zufrieden ſeyn:
So bilde dir erhaben ein,
Luſt ſey nicht Luſt, und Pein nicht Pein.
Allein, ſprichſt du, wenn ich das Gegentheil empfinde,
Wie kann ich dieſer Meynung ſeyn?
Das weiß ich ſelber nicht; indeſſen klingts doch fein,
Trotz der Natur ſich ſtets gelaſſen ſeyn.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienſt beſaß,
Als daß er vornehm trank und aß,
Und ſein Geſchlecht zu rühmen nicht vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt er wirklich groſſe Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da ſtünde, wo ſein Chriſtoph ſteht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält deſto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreiſter ſich ſein Herz, Trotz ſeinem Stolz, erkühnt,
Und ihm oft ſagt, daß er ſie nicht verdient.
In eben dieſer Stadt, in der der Groſſe wohnte,
War ein Poet, der die Verdienſte pries
Die Tugend durch ſein Lied belohnte,
Und durch ſein Lied unſterblich werden hieß;

Den bat Elpin, ihn zu beſingen.
Sie können, ſprach der groſſe Mann,
Durch meinen Namen ſich zugleich in Anſehn bringen.
Mein Herr, rief der Poet, es geht unmöglich an.
Ich hab aus Eigenſinn einſt ein Gelübd gethan,
Nur das Verdienſt und nie den Namen zu beſingen.

Das Hoſpital.

Elmire war zur Wittwe worden,
Und nahm ſich vor, nicht mehr zu freyn.
Allein ſie war noch jung; was macht man ganz allein?
Ich dächte doch, ſie könnte wieder freyn.
Der Wittwenſtand iſt ein betrübter Orden!
Elmire ſahs und ſchritt zur zweyten Wahl.
Allein ſie war das erſtemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider ſind die Zeiten ſo betrübt,
Daß es viel böſe Männer giebt.
Elmire that daher ein feyerlich Gelübd,
Indem ſie ſich zur zweyten Ehe ſchickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hoſpital für fromme Männer baun;
Denn ſie war reich. Und kurz, ſie ließ ſich wieder traun.
O welche Luſt erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebſter Mann!
Fromm, wie ein Kind, gefällig, wie die Freude,
Und der auf nichts als ihr Vergnügen ſann.
Wie hätte ſie ſich ihn denn beſſer wünſchen mögen?
Sie ließ geſchwind den Grund zum Hoſpitale legen.
Vier Wochen ſtrichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erſte Stockwerk ſehen;
Doch nein, Elmire kömmt, und heißt, vom Zorn bewegt,
Die Maurer aus einander gehen.
Wie? ſollt es nicht mehr gut in ihrer Ehe ſtehen?
Das kann nicht möglich ſeyn, ſie ſind ja kaum getraut!
Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut.
Und ungefähr nach einem halben Jahre

Lag dieser Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!
Die Frau schwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu freyn;
Und doch war sie nach zwey und funfzig Wochen
(Der Bau muß ja vollendet seyn!)
Bereits das drittemal versprochen.
O das war erst ein würdiger Gemahl!
Verständig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigensinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke seiner Frau erfüllt er als Befehle.
Kurz, beyde waren recht Ein Herz und Eine Seele.
Die gute Frau! ich gönn ihr diesen Mann.
Allein sie wollte doch nicht trauen;
Sie fing nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe sie darum, und hätt' es selbst gethan;
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man so leicht zweymal sich irren kann.
Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch so liebenswerth,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein seufzend Ja! sein zärtlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgesetzt. Ich seh Elmiren kommen;
Wie freundlich sieht sie dießmal aus!
„Ach Meister, fördert doch das Haus!
„Warum habt ihrs denn angenommen?
„Ich geb euch ja das Geld voraus?
„Laßt doch noch mehr Gesellen kommen."
Ey das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun;
Das muß ein rechter Ehmann seyn!
Die Maurer fördern sich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erste Stockwerk stehn:
Und nun läßt sich Elmire wieder sehn.
Man siehts ihr an, sie hat etwas zu sagen;
Vielleicht sah sie die Maurer müßig stehn?
Denn leider pflegts so her zu gehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas versehn?

Das ſollte mich doch ſelbſt verdrießen.
Jetzt öffnet ſie den Mund; nun wird ſichs zeigen müſſen.
Ach! fängt ſie heftig an zu ſchreyn:
Hört auf, und reißt den Plunder ein!
Ich laſſe keinen Stein mehr tragen,
Wofür verbaut ich denn mein Geld?
Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre giebts nicht auf der Welt.
Die böſe Frau! Man ſollte ſie verklagen.

Der betrübte Wittwer.

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit ſich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umſtand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt,)
In Poitou ließ einſt ein Mann ſein Weib begraben;
Allein man merk es wohl, man iſt in Poitou;
Da geht es, wenn ſie Leichen haben,
So prächtig, wie bey uns, nicht zu.
Man kleidet ſie geſchwind mit leinen Sterberöcken,
Und trägt den Sarg, ohn ihn erſt zuzudecken,
An den für ihn beſtimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg jetzt fort.
Doch was geſchieht, indem ſie ihn ſo tragen?
Der Leichenweg ging dicht an einer Hecke hin;
Hier ritzt ein Dorn die todte Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt ſie an, die Augen aufzuſchlagen.
Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör ich viele fragen:
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,
Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl geweſen ſeyn?
Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als ſieben Jahren
Büßt ſie zum zweytenmal ihr junges Leben ein.
Der Mann gab ihr von neuem das Geleite,

Und ging geſetzt an ſeiner Gattin Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein ſobald er nur die Hecke wieder ſah:
So wies er erſt, wie viel ſein Herz empfände.
Er rung mit Thränen beyde Hände.
Ach! rief er aus, da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah!

Der Tartarfürſt.

Ein Tartarfürſt, von dem man in Geſchichten preiſt,
Daß er, als Prinz, Europa durchgereiſt,
Befahl, weil er ſein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind ſelbſt ſtillen ſollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie nährten, nach wie vor, ihr Kind mit ihren Brüſten,
Und glaubten, daß ſie der Natur
Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Chan fing an, ſich zu entrüſten,
Gab ein ſehr ſcharf Mandat, und ſchwur,
Daß jede Frau vom Stande ſterben ſollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil ſie ſich gezwungen ſahn,
So nahmen ſie denn Ammen an.
Allein ſie konnten ſich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Bruſt zu nähren.
Die meiſten fingen an, dem Chan den Tod zu ſchwören.
Einſt, als der Tartarfürſt ſich ganz allein befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,
Und ſprach, von edlem Grimm entbrannt:
Hör auf, mein Kind mir abzudringen,
Sonſt bin ich hier, dich umzubringen.
Ich ſäug es ſelbſt, und ſäug es mir zur Luſt;
Deswegen hab ich dieſe Bruſt.
In dieſer Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürſt, kein Thier beſchämen.
Der gute Tartarfürſt erſchrak,
Und unterließ, um nicht ſein Leben zu verlieren,

Den Europäiſchen Geſchmack
In ſeinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der ſich des Oheims Gunſt empfohlen
Bekam von ihm zweyhundert Stück Piſtolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.
Er ließ nach ein'ger Zeit ſich wieder vor ihm ſehn.
Indem, daß nun der Oheim mit ihm redte,
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, ſprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Caſſe;
An den zweyhunderten fehlt nicht ein einzig Stück.
Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gaſſe.
Lernt, Prinz, fing drauf der Oheim an,
Die Kunſt, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er Vielen dienen kann.

Das neue Ehepaar.

Nach ſo viel bittern Hinderniſſen,
Nach ſo viel ängſtlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müſſen,
Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genießen,
Das, wenns ein Lohn der Tugend iſt,
Sie durch Beſtändigkeit zehnfach verdienet hatten.
Sie, die ſich, hart bedroht, als Liebende geküßt,
Die küßten ſich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem ſie neidſcher Feinde Liſt
Und ſtrenger Aeltern Zorn liebreich beſänftigt hatten.
Wer war, nach langer Jahre Müh,
Nun glücklicher als Er, und Sie?
Denn, was man liebt, geliebt beſitzen können
In einem treuen Arm ſich ſeines Lebens freun,
Iſt, Menſchen, dieß kein Glück zu nennen:

So muß gar keins auf Erden seyn.
Hier wett ich wohl, daß mancher heimlich spricht:
Der gute Mensch versteht es nicht;
Denn wär die Lieb ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erles'nes Weib in meinen Armen liegt?
Ist sie nicht reich und schön? doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub es, lieber Freund! allein sich so vermählen,
Wie viele thun, das heißt nicht lieben, nein;
Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hause seyn.
Ein unverhofftes Glück begegnet unsern Beyden.
Wie weinen sie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann soll jetzt auf kurze Zeit
Von seiner theuern Gattin scheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingesetzet hat.
Von heißen Lippen losgerissen,
Und doch entbrannt, sich länger noch zu küssen,
Sprach eines, was das andre sprach,
Dem andern immer stammelnd nach,
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach!
Er stieg nunmehr ins Schiff, (wie oft sah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange schmachtend nachzusehn.
O Himmel! hör ich sie noch an dem Ufer flehn,
Bring meinen Mann gesund zurücke.
Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: Bald, Doris, werd ich kommen.
Kaum hat er auch sein Gut noch in Besitz genommen,
So eilt er schon zu Schiffe wieder fort,
Und schreibt, damit sie nichts von seiner Ankunft wüßte,
Daß, wider sein gegebnes Wort,
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh er sie wiedersäh und küßte.
Die junge Frau, die, wenn die Sonn entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hause schlich,
Und gern am Ufer sich verweilte,

Ging jetzund an der Freundin Hand,
Mit der sie stets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.
Sie redten. Und wovon? Erräthst du dieß noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht?
So bist du auch nicht werth, den Inhalt zu erfahren.
Nein, nein, verschweig es, mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris Wünsche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, sich selber offenbaren,
Und für die andern schreib ich nicht.
Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach!
Von ihres Gatten Ankunft redte,
Und von dem Gastgebote sprach,
Das sie sich ausgesonnen hätte,
Indem sie noch von ihrer Erbschaft redte,
Und, wenn sie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe störte,
Und den, der sie im Testament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte:
Indem sie zum voraus die Armen speisen ließ,
Und mütterlich den Waisen sich erwieß,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte,
Und den Gefangnen Hülfe schickte;
Indem sie dieß im Geist von ihrer Erbschaft that,
Und in ihr Glück vertieft, ans Ufer näher trat:
Fing ihre Freundin an: was schwimmt dort auf dem Meere?
Ein Kästchen! Wie? wenns voll Juwelen wäre,
Ach Doris! wäre das nicht schön?
Allein ich sag es dir, ich habs zuerst gesehn;
Und kömmt es an den Strand geschwommen,
So ist das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirst ja bald nieder kommen,
Und das versteht sich schon, ich muß Gevatter seyn,
Dann bind ich dir drey Schnuren Perlen ein.
Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Es nähert sich, fing jene wieder an;
Doch wie erschracken sie, als sie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam schwimmen sahn

Wer weiß, ſprach Doris, welcher ſchon
Die Thränen in den Augen ſtunden,
Wer weiß, iſt der, der hier ſein Grab gefunden,
Nicht grauer Aeltern einzger Sohn?
Wer weiß, mit welcher trunknen Freude
Jetzt die verlebten alten Beyde,
Ihn zu empfangen, fertig ſtehn,
Und ſich im Geiſt erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die ſie für ihn erwählt, und treulich für ihn hüten?
Gott geb es nicht, daß ſie den Anblick ſehn!
Wer weiß, ward nicht durch ſeinen Tod
Der treuſten Frau ein lieber Mann entriſſen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth
In Armuth wird beweinen müſſen!
Wer weiß, wie vielmal er bethränt,
Eh er noch ſtarb, das arme Weib erwähnt!
Doch, Freundin, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf.
Dieß ſagte ſie und ging, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf.
Die Freundin ſah ihn an, und ſchrie mit Ungeſtüm:
Mein Vetter! und fiel neben ihm.
Auf dieß Geſchrey kam Doris wieder,
Der lieben Freundin beyzuſtehn.
Ach, Doris, ach! was wirſt du ſehn?
Sie ſieht, und fällt auf ihren Gatten nieder,
Und ſtirbt an ſeiner ſtarren Bruſt.
Indeß erwacht die Freundin wieder,
Und zeigt der Nachbarſchaft den doppelten Verluſt.
Hier bebte der, den man nie zittern ſehn,
Und dem, der nie geweint, floß Wehmuth vom Geſichte
Und niemand fragte, was geſchehn.
Der Anblick ſelbſt erzählte die Geſchichte.

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigſte Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und ſchmeckt das Glück, um andre ſich zu quälen.

Laßt uns die Unſchuld oft im größten Unglück ſehn,
Und leidet mit bey fremden Schmerzen;
Dieß Mitleid heiligt unſre Herzen,
Und heißt die Menſchenlieb in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück ſelber ſchön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen ſollte,
Entſchloß ſich, daß er da ſich niederlaſſen wollte.
Dort, ſprach er oft, ſey dir dein Glück beſcheert!
Er nahm die Reiſe vor, und ſah ſchon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fing unſer Jüngling an,
Daß ich die Stadt ſchon ſehen kann;
Allein der Berg iſt ſteil. O, wär er ſchon erſtiegen!
Ein fruchtbar Thal ſtieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge ſchöner Früchte
Fiel unſerm Jüngling ins Geſichte.
O! dacht er, weil ich doch ſehr lange ſteigen muß,
So will ich, meinen Durſt zu ſtillen,
Den Reiſeſack mit ſolchen Früchten füllen.
Er aß, und fand die Frucht vortrefflich vom Geſchmack,
Und füllte ſeinen Reiſeſack.

Er ſtieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen:
Der Weg zu uns iſt nicht ſo leicht zu gehen.
Der Berg iſt ſteil, und mühſam jeder Schritt;
Und du nimmſt dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obſt, das du zu dir genommen:
Sonſt wirſt du nicht auf dieſen Gipfel kommen.
Steig leer, und ſteig beherzt, und gieb dir alle Müh;
Denn unſer Glück verdienet ſie.

Er ſtieg und ſah empor, wie weit er ſteigen müßte.
Ach Himmel! ach! es war noch weit.
Er ruht' und aß zu gleicher Zeit
Von ſeiner Frucht, damit er ſich die Müh verſüßte.

Er ſah bald in das Thal, und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er ſinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
Steig, ſagt ihm der Verſtand, bemüh dich um dein Glück!
Nein, ſprach ſein Herz, kehr in das Thal zurück;
Du ſteigſt ſonſt über dein Vermögen.
Ruh etwas aus, und iß dich ſatt,
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!
Dieß that er auch. Er pflegte ſich im Thale,
Entſchloß ſich oft zu gehn, und ſchien ſich ſtets zu matt.
Das erſte Hinderniß galt auch die andernmale!
Kurz, er vergaß ſein Glück, und kam nie in die Stadt.

Dem Jüngling gleichen viele Chriſten.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und ſehn darauf nach ihren Lüſten,
Und nehmen ihre Lüſte mit.
Beſchwert mit dieſen Hinderniſſen,
Weicht bald ihr träger Geiſt zurück;
Und auf ein ſinnlich Glück befliſſen,
Vergeſſen ſie die Müh um ein unendlich Glück.

Eraſt.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben,
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war als er, und keinem Guts erwies,
Dorant beſchloß, bey ſeinem Sterben
An ſeines Vetters Statt Eraſten zu erfreun,
Und ſetzte dieſen Freund, ders würdig war, zum Erben
Von zwanzig Tauſend Thalern ein.
Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte,
Als ob Eraſt, der ſo rechtſchaffne Mann,
Das Teſtament erſchlichen hätte,
Fing einen Streit um dieß Vermögen an,
Und lief, von Neid und Geiz durchdrungen,
Mit ſchrecklichen Beſchuldigungen
Und mit Geſchenken vor Gericht;
Allein ſo oft auch die das Recht erzwungen,
So ſiegten ſie doch dießmal nicht.

Kraft gewann. Doch dich, spricht er, zu überführen,
Ob ich das Testament mit List an mich gebracht:
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte schenk ich dir, um dich zu widerlegen;
Zwey tausend Thaler sollen mein;
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geschenk für arme Waisen seyn.
Verdien' ich noch den schrecklichen Verdacht,
Daß ich das Testament mit List an mich gebracht?

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Muth recht aus den Augen sahn,
Ging, stolz auf sich und seinen Mann,
Und stieß, (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt gethan!)
Vor großem Feuer einmal an.
Ein träger Esel sahs und lachte:
Wer, sprach er, würd' es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh den ganzen Tag, und stoß an keinen Stein.
Schweig, rief das Pferd, du bist zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Gotill.

Gotill, der, wie es vielen geht,
Nicht wußte, was er machen sollte,
Und doch nicht müßig bleiben wollte;
Denn müßig gehn, wenn mans nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte;
Gotill ging also vor die Stadt,
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er ging, und schlug im Gehen oft ein Rad.
O! schrie man, seht den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füßen;
Ihr Kinder, zischt den Narren aus!
Allein Gotill ließ sich dieß alles nicht verdrießen.
Kurz, es gefiel ihm so, er ging vors Thor hinaus.
Man mochte was man wollte sagen;
Er fuhr doch fort, im Gehn sein Rad zu schlagen.

Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fing endlich einer an zu fluchen.
Ich möcht es doch bald selbst versuchen!
Er sagt es kaum, als ers schon that.
Nun, sprach er, seh ich wohl, wie viel man Vortheil hat.
Es ist ganz hübsch um so ein Rad,
Denn man erspart sich viele Schritte.
Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat;
Den Tag darauf kam schon der dritte,
Und that es nach. Die Zahl vermehrte sich.
In kurzem sprach man schon gelinder;
Man fragte stark nach dem Erfinder,
Und lobt ihn endlich öffentlich.

Nimm alles vor, es sey so toll es will;
Heiß anfangs närrisch, wie Cotill:
Dein Beyfall ist drum nicht verloren.
Sey nur beherzt, und spare keinen Fleiß!
Ein Thor findt allemal noch einen größern Thoren,
Der seinen Werth zu schätzen weiß.

Der beherzte Entschluß.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der, (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat)
Im Trunke seinen Wirth erschlagen,
Ward jetzt hinausgeführt, für seine Missethat
Den Lohn durchs Schwert davon zu tragen.
Er sah wohl aus, und wer ihn sah,
Bedauerte sein schmählich Ende,
Und wünschte, daß er noch beym König Gnade fände.
Besonders ging sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe,
Und fühlte sie nur mehr, je mehr sie auf ihn sah.
„Ach Himmel! ists nicht ewig schade?
„Der schöne lange Mensch! Was für ein fein Gesicht,
„Und was für Augen hat er nicht!
„Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!

„Die Straf iſt in der That zu groß.
„Wer kann ſich denn im Trunke zähmen?
„Ich bitt ihn frey; ich will ihn nehmen."
Sie lief, und ſchrie, und bat ihn los,
Indem Johann ſchon nieder kniete.
Johann, fing drauf der Richter an,
Es findet ſich ein redliches Gemüthe,
Dieß Weibsbild hier verlanget dich zum Mann;
Und wenn du ſie verlangſt, ſo ſchenk ich dir das Leben.
Johann erſchrack und ſah die Jungfer an;
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
Ja, ſprach er, euer Dienſt iſt groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
Ich ſeh's euch an; was will ich lange wählen?
Haut zu! ſo komm ich doch der Qual auf einmal los.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Menſch, der viel ſtudirte,
Und, wie die Eltern ganz wohl ſahn,
Was Großes ſchon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um ſolche Schriften an,
Die ſtark und ſinnreich denken lehrten,
Mit Einem Wort, die zum Geſchmack gehörten.
Der Alte ward von Herzen froh,
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heilgen Lorbeerkränzen
Der Dichtkunſt und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O! hub der junge Menſch mit ſtolzem Lächeln an:
Ich habe ſie faſt alle durchgeleſen;
Allein — Nun gut, ſprach der gelehrte Mann,
Sind ſie nach Seinem Sinn geweſen,
So muß Er ſie noch zweymal leſen!
Doch ſind ſie Ihm nicht gut genug geweſen,
So ſag Ers ja den Klugen nicht;

Denn sonst errathen sie, woran es Ihm gebricht,
Und heißen Ihn die Zeitung lesen.

Das junge Mädchen.

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bey ihm zu Tische bleiben sollte.
Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt sie an zu schließen
Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
Was bringt doch der? Ich solls nicht wissen;
Allein umsonst bückt er sich nicht so tief vor mir.
Ist auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?
Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bey dem Glase Wein,
Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.
Mein Herr, fiel ihm der Vater ein,
O! denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre;
Mein Kind kann wirklich noch nicht freyn;
Sie ist zu jung; sie ist erst vierzehn Jahre.
Indem er dieß noch sprach, trat Fiekchen selbst herein,
Und trug ein Essen auf. Was? fing sie an zu schreyn,
Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich sollt erst vierzehn Jahre seyn?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.
„Ließ sie der Vater denn nicht freyn?"
Das weiß ich nicht. Doch nein, ich wills nur sagen;
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl selbst junge Mädchen seyn;
Die zu beruhigen, will ichs aufrichtig sagen:
Der Vater schämte sich, und ließ die Tochter freyn.

Die beyden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief.

Vielleicht, weil gleich ihr Informator ſchlief,
Geriethen beyd' an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
Ach Bruder! ſprach der kleine Bube,
Was meinſt du, iſt das Loch wohl tief?
Ich hätte Luſt — Was? Luſt, hinein zu ſpringen?
Du mußt doch ausgelaſſen ſeyn.
Verſuch es nicht und ſpring hinein,
Du könnteſt dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja ſonſt wohl noch erfreun,
Als daß wir uns und unſern Kleidern ſchaden,
Und kindiſch Schnee und Eis durchwaten.
Und kömmſt du drauf zum Vater naß hinein:
So haſt du's da erſt auszubaden.
Doch keine Redekunſt nahm unſern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich erſaufen?"
Und kurz und gut, er ſprang hinein,
Und ließ ſichs wohl in ſeiner Grube ſeyn;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen,
So ſprang der Philoſoph ſo gut, wie er, hinein.

Dieß iſt die Kunſt der ſtrengen Moraliſten.
Bekannt mit dem Syſtem, und von Grundſätzen voll,
Beweiſen ſie das, was man laſſen ſoll,
So froh, als ob ſie nichts von den Begierden wüßten
Sie ſind von beſſerm Ton als wir.
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüſſe.
Uns Armen iſt die Thorheit ſüße;
Doch ihnen ekelt nur dafür.
Wir laſſen ſie! wenn wir ſie unternehmen,
Aus gutem Herzen andern ſehn,
Und denken nicht daran, daß wir uns ſo vergehn.
Sie aber, die gelehrt ſich aller Thorheit ſchämen,
Begehn die That, die ſie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht ſehn.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein ſehr geſchickter Candidat,
Der lange ſchon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,

That auf dem Dorfe seine Probe;
Allein so gut er sie gethan,
So stand er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studiret,
Und Gottes Wort, wie sichs gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschendiret,
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.
„Herr Amtmann, wie gesagt, erstatt Er nur Bericht,
„Wir mögen diesen Herrn nicht haben."
So sagt doch nur, warum denn nicht?
„Er hörts ja wohl, er hat nicht solche Gaben,
„Wie der verstorbne Herr."
Der Amtmann widerspricht;
Der Suprindent ermahnt. Umsonst, sie hören nicht.
Man mag Amphion seyn, und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.
Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt.
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!
Man öffnet den Befehl. Und seht, der Landsherr wollte,
Daß man dem Candidat das Priesterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen sollte.
Der Suprindent fing an die Bauern zu erbaun,
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
Herr Doctor! fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
Wozu soll diese Sanftmuth dienen?
Ihr Richter, Schöppen, und so fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochsen, die ihr alle seyd!
Euch Flegeln geb ich den Bescheid,
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.

Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn jetzt sind wir noch da.
Die Bauern lächelten. Ach ja! Herr Amtmann, ja!

Der Freyer.

Ein Freyer bat einst einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
Ich will dir zwey, versetzte jener, sagen:
Dann wähle die, die sich für dich zu schicken scheint.
Die erste hat, nebst einem Rittersitze,
Ein recht bezauberndes Gesicht,
Liebt den Geschmack, spricht mit dem feinsten Witze,
Und schreibt die Sprachen, die sie spricht.
Sie spielt den Flügel schön, und kann vortrefflich singen,
Und malet so geschickt, als es die Kunst begehrt;
Und in der Wirthschaft selbst giebt sie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein bey aller Kunst und allen ihren Gaben
Hat sie kein gutes Herz.
Die andre sieht nicht schön,
Wird wenig im Vermögen haben,
Und von den Künsten nichts, die jene kann, verstehn;
Doch bey Verstand und einem stillen Reize,
Der, ohne daß sie's sieht, gefällt,
Besitzt sie, frey vom Stolz und Neize,
Das beste Herze von der Welt.
Was thätst du wohl, wenn dich die erste haben wollte?
Ach, fing der Freyer an, wenn dieß geschehen sollte:
So sprach ich zu der ersten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu seyn.

Emil.

Emil, der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bey seinen Büchern lebte,
Und mehr nach der Geschicklichkeit
Zu einem Amt, als nach dem Amte strebte,
Ward einst von einem Freund gefragt:
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt so rühmlich von ihm redte,
Und mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,

Der nicht den zehnten Theil von seinen Gaben hätte?
Ich, sprach Emil, will lieber, daß man fragt:
Warum man mich doch ohn ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt: warum man mir ein Amt gegeben?

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb steif vor dem Sehrohr stehn,
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein, er konnte nicht viel sehn.
Was heißt es denn, sprach drauf der Knabe,
Daß ich fast nichts erkennen kann?
Ha, ha, nun fällt mirs ein, was ich vergessen habe;
Mein Vater fängt es anders an;
Er blinzt zuweilen zu, das hab ich nicht gethan.
O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weiß ich, was ich thu:
Und hurtig hielt er sich die Augen beyde zu,
Und sah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was sah er denn? Das alles, was du siehst,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehst.

Der Lügner.

Ihr Meister in der Kunst zu lügen,
Rühmt euren Witz, schlau zu betrügen.
So viel ihr uns davon erzählt,
So wett ich doch, daß euch die rechte List noch fehlt.
Ein schlechter Mensch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug streitig machen.

In London saß ein böser Bube
Nebst einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerstube,
Und that auf seinen Leib dem einen ein Gebot*).

---

*) Es ist in London der Gebrauch, daß die Aerzte den verurtheilten Missethätern ihren Leib abkaufen.

Doch Niklas ſchwur, daß ihn der Teufel holen ſollte,
Eh er für dieſen Preis dem Arzt ſich laſſen wollte.
Herr, ſchrie der andre Delinquent,
Sagt, wie ihr um den Kerl ſo lange handeln könnt?
Laßt ſeinen magern Leib den Raben.
Seht, wie geſund ich bin, wie fett! ihr ſollt mich haben.
Und wißt ihr, was ihr geben ſollt?
Ich will es billig mit euch machen:
Drey Gulden. Bin ich todt, ſo ſchneidet wie ihr wollt;
Ich will von keinem Schnitt erwachen.
Kaum hat er noch das Geld empfangen,
So rief der witzge Delinquent:
Gelogen! Herr, ſeht zu, wie ihr mich kriegen könnt!
Ich werd in Ketten aufgehangen.

Die Frau und der Geiſt.

Vordem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geiſter dann und wann erſchienen,
Ließ ſich ein Geiſt, in einer weißen Tracht,
Vor einer Frau im Bette ſehen,
Und hieß ſie freundlich mit ſich gehen,
Und ging mit ihr auf einen wüſten Platz.
Frau, ſprach der Geiſt, hier liegt ein großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz,
Und morgen, um die zwölfte Stunde,
Komm her; dann findeſt du ein Licht,
Dem grabe nach, doch rede nicht;
Denn geht ein Wort aus deinem Munde,
So wird der Schatz verſchwunden ſeyn.
Die Frau fand zur geſetzten Stunde
Die Nacht darauf ſich mit dem Grabſcheid ein.
Nun, die muß recht beherzt geweſen ſeyn!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und ſollt ich zwanzig Schätze heben.
Wer ſtünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht iſt keines Menſchen Freund;
Und wenns der Geiſt recht ehrlich mit mir meint,
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.

Der Frau verſchlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben,
Frau, ſpricht ſie bey ſich ſelbſt, bey Leibe ſprich kein Wort,
Sonſt rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was ſie ſich vorgenommen.
Sie ſchweigt und gräbt getroſt. — Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen;
Hier liegt der Schatz, das dacht ich wohl.
O ſeht, ein großer Topf, von lauter Golde voll!
O! wenn ſie doch dasmal nicht redte,
Und zu dem ſchweren Topf gleich einen Träger hätte!
Iſt denn ihr Geiſt nicht etwa auf dem Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
Ach! rief ſie ſchnell, ich muß mich ſchämen,
Sie zu bemühn — weg war der Schatz!

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel ſtehn;
Denn alles kann man faſt den Schönen,
Nur nicht den Trieb, ſich ſelber gern zu ſehn
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dies iſt der Ton, aus dem die Männer ſchmähn!
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euern Spiegeln ſtehn!
Ich laß es herzlich gern geſchehn.
Was wollet ihr auch ſonſt wohl machen?
Beſtändig tändeln, ewig lachen,
Und ſtets nach den Verehrern ſehn?
Das wäre ja nicht auszuſtehn!
Genug das ſchöne Kind, von der ich erſt erzählte,
Beſpiegelte ſich oft, und muſterte das Haar,
Und beſſerte, wo nicht das mindſte fehlte.
Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah ſie am Spiegel ſtehn und ſchmählte.
„Habt Ihr Euch noch nicht ſatt geſehn?
„Ich geb es zu, Ihr ſeyd ſehr ſchön!
„Doch ſein Geſicht die ganze Zeit beſehn,
„Verräth ein gar zu eitles Weſen.“
Herr Autor, ſprach ſie, der ihr ſeyd,

Hebt mit mir auf; denn sich gern selber lesen,
Und gern im Spiegel sehn, ist beydes Eitelkeit.

Alceste.

Alceste, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er sich nicht zu dem Laster schickte,
Noch sich vor reichen Thoren bückte,
Bey Fleiß und Kunst sich elend sah,
Stand neulich traurig auf. Freund, geht dir dies nicht nah,
Daß viele Kluge darben müssen,
Bloß, weil sie mehr, als andre, wissen,
Und zu Betrug und List zu blind,
Zu groß zu Pralerey und Wind,
Nicht knechtisch gnug zu Schmeichlern sind?
O Freund! bedaure doch Alcesten,
Ihn, den jetzt schwere Sorgen preßten;
Ihn, der von einem Buch beschämt zum andern schlich,
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der sich laut durch manchen Trostgrund lehrte,
Und doch sein Herz viel lauter seufzen hörte;
Der herzhaft zu sich selber sprach:
Gott lebt, Gott herrscht, und hört dein Ach!
Er hört, so groß er ist, der jungen Raben Flehen,
Drum ist er nicht zu groß, auch dir mit beyzustehen;
Und der, indem er dieses sprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dirs künftig gehen?
Der beste Trostgrund blieb noch schwach;
Denn welch bekümmert Herz besiegt man gleich mit Gründen?
Es fühlt der starken Gründe Kraft,
Und flieht zurück in seine Leidenschaft,
Um jener Macht nicht zu empfinden.
Alceste beschloß, zu seinem Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht gesehn.
Er, sprach er, ist es werth, und fing schon an zu gehn,
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir spricht,
Wird die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
Mir lange so beschwerlich nicht.

Er eilt mit ſehnſuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der ſonſt ſchleicht,
In Hoffnung ſchneller geht, und hoffend ſeine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt, wie ſehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.

In dieſem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe ſchnell hinauf;
Der Vorſaal wimmelte von Leuten:
Alceſt erſchrickt. „Gott, was ſoll das bedeuten?"
Er tritt herein; und ſieht, man bahrt den Damon auf.

Er kehrte von dem todten Freunde,
Nach einem letzten Kuß, zurück.
Die Sorgen, ſeiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, ſprach er, will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod ſo bald entſeelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu ſterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleiſch erhält,
Wird mir, ſo viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu ſeyn, der Tugend nachzuſtreben,
Dieß ſey mein Kummer auf der Welt!

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche,
(Der Titelbogen fehlt daran.
Sonſt führt ichs meinen Leſern an);
Aus dem ich mich Raths zu erholen ſuche,
Wenn ich ſelbſt nichts erfinden kann;
Aus dieſem alten deutſchen Buche,
Das mir ſchon manchen Dienſt gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.

Als ich einmal, ſo fängt mein Autor an,
Nach ſeiner Weiſe zu erzählen,
In einer Kirche ſaß, ſo fiel mir jählings ein:
Wer mag von ſo viel tauſend Seelen,

Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmste Seele seyn?
In den Gedanken schlief ich ein,
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen:
Du, sprach er, wünschest dir das frömmste Herz zu sehen?
Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an,
Mir kam, sobald er dieß gethan,
Ein sanfter kalter Schauer an.
Und plötzlich sah ich mich im heilgem Glanze stehen.
Fang an, sprach er, die Kirche durchzugehen:
Der, den dein Glanz so rührt, daß er dich dreymal küßt,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.
Ich ging, um es recht bald zu wissen,
In dem empfangnen Glanz, hart vor der Sacristey
Einmal und noch einmal, vorbey,
Weil es mir schien, als wollte man mich küssen.
Ich wartete noch eine gute Frist,
Und ward einmal, allein ganz kalt, geküßt.
Ich ging darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Mienen fand,
Und alles schien sich aufzuhellen.
Man lächelte, man that galant,
Und küßte mir zur Noth die Hand.
Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Gesichtern, voll von Ernst und tiefer Weisheit, sehn.
Ich blieb ein feines Weilchen stehn:
Sie sahn mich an, und machten eine Miene,
Als ob sie sich an mir schon satt gesehn;
Und ungeküßt mußt ich von dannen gehn.
Ich stellte mich nun vor die niedern Stände.
Hier warfen mir viel weiße Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach gutes Herz! wo wohnest du?
Allein man wollt es nicht, mich zu umarmen, wagen,
Und ich ging ganz betrübt auf meinen Schutzgeist zu,
Mein traurig Schicksal ihm zu klagen.
Indem, daß ich noch durch die Halle schlich,

Sah mich in einem ſchlechten Kleide,
Ein liebes Mädchen an, und ſeht, ſie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unſchuldsvollen Freude;
Und eh ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt,
So fühlt ich ſchon die ſel'gen Triebe
Der Redlichkeit und Menſchenliebe
So ſtark in mir, als ich ſie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
Beſitzt das beſte Herz? Ich rief es, und erwachte

Der Polyhiſtor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müſſen,
Es mag uns noch ſo ſehr verdrießen;
An jenem Fluß kam einſt ein hochgelehrter Mann,
Beſtäubt von ſeinen Büchern an,
Und eilte zu des Charons Kahn.
Willkommen! fing der Fährmann an,
Indem er ſich aufs Ruder lehnte,
Und bey dem Wort: Willkommen! herzlich gähnte.
„Wer ſeyd Ihr denn, mein lieber Mann?"
Ein Polyhiſtor, ſprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten. —
Indem er noch vor Charons Kahn
Von ſeinen Sprachen ſprach, von nichts als Stümpern redte,
Und von Quartanten ſchrie, die er geſchrieben hätte,
Kam noch ein andrer Schatten an,
Mit einer demuthsvollen Miene.
„Und wer ſeyd Ihr, auch ein gelehrter Mann?"
Ich zweifle ſehr, ſprach er, ob ich den Ruhm verdiene.
Ich habe nichts, als mich ſtudirt,
Nichts als mein Herz, das mich ſo oft verführt;
Deß Tiefe ſucht' ich zu ergründen,
Um meine Ruh und andrer Ruh zu finden;
Allein ſo viel ich immer nachgedacht,
Und ſo bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht:
So hab ichs doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen.
Der Polyhiſtor hörts und lacht,

Und eilt, um in den Kahn zu allererſt zu ſteigen.
Zurück! rief Charon ziemlich hart,
Ich muß zuerſt den Klugen überfahren;
Kaum einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten eurer Art,
Die ſtolze Polyhiſtors waren,
Hab ich mich ſchon halb lahm gefahren.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall ſang einſt ihr göttliches Gedicht,
Zu ſehn, ob es die Menſchen fühlten,
Die Knaben, die im Thale ſpielten,
Die ſpielten fort, und hörten nicht.
Indem ließ ſich der Kukuk luſtig hören,
Und der erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren
Das ſchöne Kukuk zehnmal nach.
Hörſt du? ſprach er zu Philomelen,
Den Herren fall ich recht ins Ohr.
Ich denk, es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.
Drauf kam Damöt mit ſeiner Schöne.
Der Kukuk ſchrie ſein Lied; ſie gingen ſtolz vorbey.
Nun ſang die Meiſterin der zauberiſchen Töne
Vor dem Damöt und ſeiner Schöne,
In einer ſanften Melodey:
Sie fühlten die Gewalt der Lieder.
Damöt ſteht ſtill und Phyllis ſetzt ſich nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt verliebte Zähren fallen.
O! rief die Nachtigall, da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen ſingt.
Der Ausbruch einer ſtummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beyfall bringt.

Fabeln und Erzählungen.

Drittes Buch.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, sprach er, und mein Ehegatte,
Wir übergeben Ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ Er sie treulich an;
Er siehts, es sind zwey muntre Knaben,
Und freylich wird er Mühe haben;
Allein, ich will erkenntlich seyn.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben,
Dies laß Er sie fein fleißig treiben,
Und präg Er ihnen ja das Christenthum wohl ein.
Ich kanns Ihm nicht so recht beschreiben;
Allein, Er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn:
Dieß macht bey aller Welt gelitten,
Und ist vor Gott im Himmel schön;
Erfüll Er also meine Bitten,
Hier geb ich Ihm ein Stübchen ein,
Und was Er braucht, das soll zu seinen Diensten seyn.
Der Lehrer fand ein Herz bey seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!
Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate liest,

Trug jetzt verdient, als Staatsmann seinen Orden;
Wohl mancher, der bey einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär einst ein gröſsrer Mann geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist.

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten;
Und dieß gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Als obs die Pflicht der Väter wär.

Nun war ein Jahr vorbey. Herr, sprach der gute Bauer,
Was soll für seine Mühe seyn?
„Ich fordre dreyſsig Thaler.“ Nein,
Nein, fiel der Alte hitzig ein,
Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Groſsknecht, der mir pflügt,
Beynah so viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen mir ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an;
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will Ihm mehr, ich will Ihm hundert Thaler geben.
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müſst ein Gut verpfänden;
Auch das. Ists denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänds zu meiner Kinder Glück,
Als daſs sies reich und lasterhaft verschwenden.

Hat sich dieß wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub es auf mein Wort.
Ich wollte dir sogar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen;
Allein dieß wär für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruſs vom Edelmanne haben,

Weil der für ſein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreyßig Gulden giebt.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren,
Erſchienen einſt vor Charons Kahn
Zwo Jungfern in den beſten Jahren,
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, ſonſt ein finſtrer Mann,
Sah ſeine Schönen freundlich an:
Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
Vor kurzem kam ein hübſcher Jüngling an;
Du da, in deinen ſchwarzen Haaren,
War dieſes etwa dein Galan?
Ich möcht es bald aus deinen Augen leſen.
Und du dort, lächelndes Geſicht,
Nicht wahr, ihr ſeyd verliebt geweſen?
Geſteht mirs, eher fahr ich nicht.
Mein Herr, was will er mit der Liebe?
Fiel ihm Elmire hitzig ein,
Kann man denn ohne dieſe Triebe
Kein ſchön und glücklich Mädchen ſeyn?
Was? Ich verliebt? Er irrt ſich. Nein,
Ich kann es ihm durch einen Eid verſichern,
Daß ich bey meinem hohen Stand,
Dank ſeys der Tugend und den Büchern!
Die Liebe nicht gewünſcht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch ich mehr zu ſagen,
Da ich die Liebe ſtets verſchmäht:
Verſchon Er mich mit ſolchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr verſteht.
Ich, ſprach ſie, wills aufrichtig ſagen:
Ich ſchäme mich der ſüßen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unſrer Sprache ſpricht,
Mein größter Wunſch, und ich ſein Glück und ſein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küſſen,
Und that als wollte michs verdrießen:

Doch in der That verdroß michs nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich redte,
Und hätte doch geweint, wenn er geschwiegen hätte.
Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb,
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;
Im Herzen aber war mirs lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachlässig überschleichen,
Und floh geschwind, und ließ im Weichen
Geschickt ihm Zeit, mich zu erreichen.
So hab ich unschuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.
Gut, fing der Fährmann an, gleich wird sichs offenbaren
Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt.
So bald ich meinen Kahn bewegt:
So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
Mit Ungestüm vom Kopfe fahren.
Kommt, Kinder, kommt, damit wirs sehn!
Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren:
Allein Selinde ließ ihn stehn.

Hanns Nord.

Ein Mann, der sich auf vielerley verstund,
That durch den Druck in London kund,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste
Den künftgen Tag die Bürger ein;
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen;
In diesen Krug, war sein Versprechen,
Kriech ich, Hanns Nord, mit Kopf und Bein,
Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen seyn
Nun ging das Blatt durch alle Gassen.
„In einen Krug? Was? rast der Mann?
„Das soll er mir wohl bleiben lassen.
„Mit einem Wort, es geht nicht an;
„Der dümmste Kopf muß das verstehen;
„Allein acht Groschen wag ich dran.
„Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen!“

Kurz, einer riß den andern fort.
Dem Pöbel folgten schon Carossen um die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hanns Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Gesetzt auch, wandte Lady ein,
Gesetzt, dieß könnte möglich seyn,
So wird doch stets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unser Kutscher schläft ganz ein;
Fahrt zu, Johann! jetzt wird es neune schlagen.

Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort,
Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
„Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?"
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hanns Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die sich, von Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt,
Vor seine Bühne drängen können?

, Du lachst; doch weißt du auch, daß du durch gröbre List
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen bist?
Was braucht wohl ein Hanns Nord, versehn zum Bücherschmieren
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug schon bey sich hat.
Er will die ganze Welt durch Goldtinktur curiren,
Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonstriren;
Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Studiren;
Er lehrt ohn' Umgang dich die Kunst zu conversiren.
Er lehrt dich, ohne Müh sinnreich poetisiren,
Dich ohne Kosten Wirthschaft führen;
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
Erstaunst und eilst, und kaufst und liest,
Was denn? — daß du betrogen bist.

Der alte Dichter und der junge Kritikus.

Ein Jüngling ſtritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielts für ſchön; der Jüngling aber nicht,
Und hatte Recht, es nicht für ſchön zu halten.
Er wies dem Alten, Schritt für Schritt,
Hier bald das Matte, dort das Leere,
Und dachte nicht, daß der, mit dem er ſtritt,
Der Autor des Gedichtes wäre.
Wie, ſprach der Autor ganz erhitzt:
Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
Mein Herr, Sie ſind zu jung, mit einem Mann zu zanken,
Den Fleiß, Geſchmack und Alter ſchützt.
Da man Sie noch im Arm getragen,
Hab ich der Kunſt ſchon nachgedacht.
Und kurz: was würden Sie wohl ſagen,
Wenn ich die Verſe ſelbſt gemacht?
Ich, ſprach er, würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelaſſen ſagen,
Daß man, Geſchmack und Dichtkunſt zu entweihn,
Oft nichts mehr braucht, als alt und ſtolz zu ſeyn.

A l c e ſt.

Durch Unglück mehr, als durch Verſehn,
Verlor Alceſt im Handel ſein Vermögen.
Er ſaß bereits der Schulden wegen.
Kein Freund erſchien ihm beyzuſtehn,
So viel in London ihrer waren.
Sein Sohn allein, noch in den Jünglingsjahren,
Wagts, ſeine Freyheit zu erflehn.
Er wagt ſich zärtlich vor Valeren,
Der dem Alceſt das meiſte Geld geliehn,
Und bittet mit den treuſten Zähren,
Die ſchamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freyheit zu gewähren.
Nein, ſpricht Valer, mit meinem Willen nicht
Soll mich ein jeder Böſewicht
Um ſo viel tauſend Pfund betrügen?

Bezahlen mich dein Vater nicht,
So soll er nie die Freyheit wieder kriegen.
Bestürmt von Scham, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft sich der Sohn zu seinen Füßen.
O Gott! was hab ich hören müssen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich ist er nur; allein kein Böswicht.
Laßt mich an seiner Statt verschließen:
Ich weiche nicht von euren Füßen,
Als bis ich diesen Wunsch erreicht!
Vater bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe,
Und ward mit einem Mal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
Ich, sprach er, habe dich durch meine Streng entehrt;
Laß zur Versöhnung dich umarmen;
Dein Herz ist deiner Bitte werth.
Dem Vater soll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlassen seyn;
Allein, wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befreyn?
Der Jüngling weint.
Hör an, ich habe viel Vermögen
Und eine Tochter nur, die lieb ich ungemein;
Ihr Herz ist deiner werth; willst du mein Eidam seyn?
So habe sie und meinen ganzen Segen.
Die Schöne reicht die Hand dem edlen Jüngling dar
Und o! wie glücklich ward dieß Paar!
Jetzt aber gingen sie, der Jüngling und die Schöne
Aus der Gefangenschaft den Vater zu befreyn.
Erst tritt der Sohn, und nun tritt sie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich sehe sie — doch diese Scene
Will nur gefühlt, und nicht beschrieben seyn.

Der gehoffte Ruhm.

Voll von sich selbst und von der That,
Die er vollführet, ging Tullius entzücket,

Jetzt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quäſtor abgeſchicket;
Er ging zurück nach Rom, und theilte zum voraus,
Im Namen Roms, ſich die Belohnung aus.
Wer iſt wohl jetzt des Volks Verlangen?
Wen, dacht er, nennt man jetzt, als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das iſt er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt,
Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt. —
In dieſen ſchmeichelnden Gedanken
Stieg bey Puteoli der Quäſtor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich den Brunnen tranken.
Schnell ließ er ſich vor ſeinen Gönnern ſehn,
Und ſuchte ſchon ſein Lob in ihren Mienen.
Iſt das nicht Cicero? rief einer unter ihnen;
Ja, ja, er iſts; o das iſt ſchön!
Wir haben lange nichts von Rom vernommen!
Wie ſtehts in Rom, wann reiſten Sie von da?
Wie, rief er ganz erzürnt, wie könnt ich daher kommen.
Ich komm aus der Provinz — Vielleicht aus Afrika?
Verſetzt ein andrer hurtig wieder.
Hier zitterten dem Quäſtor alle Glieder.
„Nein, aus Sicilien komm ich als Quäſtor wieder.“
Ja, fuhr nunmehr ein Dritter fort,
Er kömmt daher; verlaßt euch auf mein Wort!
Mit dieſem Ruhm ſchlich Tullius ſich fort.

Du, der du denkſt, daß alle von dir wiſſen,
Von dir jetzt alle reden müſſen,
Und dich im Herzen ſtolz erhebſt;
Von Tauſenden, die dich nach deiner Meynung kennen,
Und dich und deine Thaten nennen,
Weiß oft kaum Einer, daß du lebſt.

Der Freundschaftsdienst.

Noch unbekannt und ungepriesen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre Treu dem Freund erwiesen,
Als man von Brüdern hoffen kann.
Ihn zu besingen, wähl ich einen;
Und von der Nachwelt hochgeschätzt
Leb' Amyant, und habe keinen,
Den man ihm an die Seite setzt.
Spricht einst noch in den fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht:
So denk er sein, und ganzen Schaaren
Lock' er die Thränen ins Gesicht.
Zu ihm, dem treusten Freund auf Erden,
Kam einst Philint, sein ander Ich.
Freund, sprach er, hilf mir glücklich werden;
Ich weiß ein liebes Weib für mich.
Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verstand, und Reiz und Glück.
Ihr Herz, von Redlichkeit beseelet,
Gefällt und spricht in jedem Blick.
Ach Amyant! du kannst mir dienen,
Du bist ein angesehner Mann.
Verreis' und halt um Wilhelminen
Für mich bey ihren Aeltern an.
Ich weiß, daß dich Geschäfte halten;
Doch — Schweig! fiel Amyant ihm ein,
Geschäfte kann ich stets verwalten!
Allein nicht stets dir nützlich seyn.
Ich reise gleich, um dir zu dienen,
Er thats, eh noch der Tag verstrich.
Er reiste, sahe Wilhelminen,
Und nahm die Schöne selbst für sich.

Der großmüthige Räuber.

Auf offnem Wege hielt einen Wandersmann
Ein Räuber, nah um London, an.
Ach! sprach der arme Wandersmann,

Ich bitt euch, laßt mir nur das Leben.
Ich hab euch ja kein Leids gethan,
Und wollt euch gern, was ihr verlangtet, geben;
Doch heute hab ich nichts bey mir.
Ich geh jetzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben;
Und morgen bin ich wieder hier,
Und theile sie mit euch, so wahr Gott über mir!
Gut, fing er an, du hast geschworen:
Ich glaube dirs. Geh fort! Ich wünsche dir viel Glück.
In kurzem kam der Wandersmann zurück.
Ach! sprach er mit erfreutem Blick:
Seht, was ich Aermster fand! Ihr habt's doch wohl verloren.
Zehn Pfund, und mehr noch — welch ein Glück!
Und diese bring ich euch zurück;
Erlaßt mir das, was ich beschworen.
Nein, hub der Räuber an, ich habe nichts verloren;
Behaltet euer Geld, weil ihr so ehrlich seyd.

So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Cotill.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant.
„Ach, liebster Freund, ist dirs denn nicht bekannt?
„Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren!
„Bedenke die verfluchte List,
„Man strebt nach dem, was dir am liebsten ist:
„Man will dir deine Frau entführen.
„In dieser Nacht noch solls geschehn.
„Unglücklicher! was willst du machen?
„Laß doch geschwind das Haus bewachen.
„Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,
„Und ich will augenblicklich gehn,
„Den Garten und den Hof verschließen."
Nein, schrie Dorant, willst du mich glücklich wissen,
So laß die Thüren offen stehn!

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön!
Ists möglich, seyd ihr an den Plagen
Liebloser Ehen wirklich schuld?

Ja, nach der Männer ihren Klagen,
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Qual der Ehen schuld:
Doch wenn, bald nach den Hochzeittagen,
Die Männer uns gebietrisch plagen,
Die uns vergöttern, wenn sie freyn,
Wie können wir da lange zärtlich seyn?
Ihr Männer, dieses klingt nicht fein!

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, versehn zum Graben,
Wollt jetzt ein besser Schicksal haben,
Und rief das Glück um Beystand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwo starke goldne Stangen;
Allein der ungeschickte Mann
Sah sie für altes Messing an,
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen.
Fuhr fort, und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.
O Thor! rief ihm die Gottheit, zu,
Was quälst du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher, als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu schicken?

Du wünschest dir mit Angst ein Glück,
Und klagst, daß dir noch keins erschienen.
Klag nicht, es kömmt gewiß ein günstiger Augenblick;
Allein bitt um Verstand, dich seiner zu bedienen;
Denn dieses ist das größte Glück.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten
Mit rednerischem O! und Ach!
Von den geringsten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten,
Und was noch schlimmer war, meist von sich selber sprach;

Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte.
Ein so beredter Herr sah einen wackern Mann,
Der denkend schwieg, verächtlich an.
Der Herr, zischt er dem Nachbar in die Ohren,
Hat wohl das Reden gar verschworen,
Ich wett, er ist ein Narr, und weiß nicht, was er will.
Das dächt ich nicht, zischt der ihm wieder in die Ohren,
Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals still.

Der ungerathne Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, sein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel sah,
Bey Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den Kitzel zu vertreiben,
Zwey Jahre nach Amerika,
So sauer auch die liebe Mutter sah,
Allein was halfs? Johann kam wieder,
Und wer war ärger, als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder
Beschlossen endlich, Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte.
Der ausgelaßne Sohn ward also ein Soldat,
Und dieß war auch der beste Rath;
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind:
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der, trotz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiser war, als der, den er vernünftig schlug.
Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen.
Johann blieb wild und ungestüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen:
„Nehmt euern Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm.“

Der Vater muß ihn wieder nehmen.
Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, ein Mittel half geschwind;
Und eh vier Wochen noch vergingen,
War sein Johann fromm, wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?
Er wußt ihn besser zu bezwingen,
Er gab ihm eine böse Frau.

Die beyden Schwarzen.

Zween Schwarze lebten einst, verdammt zur Sklaverey
Dem stolzen Spanier und ihrem Schicksal treu.
Sie waren beyde jung, und bey dem Freundschaftstriebe
Empfanden sie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das schönste schwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender gesehn, war beyder Gegenstand.
Als Sklavin lebte sie bey einem Herrn mit ihnen,
Und jeder wünscht allein ihr Herz sich zu verdienen,
Und trug in jedem Blick ihr seins bescheiden an.

Ich lieb euch, sprach sie oft, und einer sey mein Mann;
Allein ich wähle nicht, um keinen zu betrüben:
Vergleicht euch, und alsdann will ich nur einen lieben.
Ein trauriger Vergleich, für beyde stets zu schwer!
Denn jeder liebte sich bey diesem Glück zu sehr,
Als daß er eine Braut, die sich ihm schenken wollte,
Und die er schon gehofft, dem Andern lassen sollte;
Dieß kann er nicht. Allein bey aller Zärtlichkeit
Besaß ein jeder auch zu viel Rechtschaffenheit,
Als daß, so lang ihn nicht sein Freund selbst überredte,
Er ihn gekränkt, und sie dem Freund entzogen hätte.

So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des Andern Hinderniß,
Und still ertrugen sie die Qual feindsel'ger Triebe,
Die Qual der Eifersucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,
Mit Thränen, die das Haus selbst weinend machten, an;

Mit Thränen, wie sie da zween Brüder treu vergießen,
Die sich im Unglück sehn und keine Rettung wissen.
Nach oft gefühlter Pein und unentschiednem Streit,
Der freundschaftlichen Treu und gleicher Zärtlichkeit,
Und als sie einst mit ihr betrübt im Grünen sitzen,
Wird ihre Liebe Wuth. Zu schwach, sich zu beschützen,
Bewilligen sie schnell den schrecklichsten Verlust,
Und jeder stößt den Dolch in der Geliebten Brust.
Ein Sklave sah von fern die schreckenvolle Scene.
Er kam. Hier lagen sie, umarmten ihre Schöne,
Beweinten ihren Tod, sahn sich noch einmal an,
Und thaten schnell an sich, was sie an ihr gethan.

Von mancher That, die die Natur en'ehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Bloß, weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz; denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion?
Sprach einst mit einem tapfern Greise
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weise,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Gesetz erkennt, als das er selbst gemacht.
Prinz, sprach der General, Sie kränken meinen Glauben,
Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Trost, den Trost im Tode rauben!
Was hab ich Ihnen denn gethan?
Nichts, rief der Fürst, Ihr seyd ein tapfrer Mann,
Ihr seyd mein bester Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben;
Nur den verlaßt! „Nein, den verlaß ich nicht."
Auch da nicht, wenn ichs Euch befehle?
„Nein, dieß ist wider Ihre Pflicht.
„Gott ist nur Herr von meiner Seele,
„Und alle Fürsten sind es nicht."

Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?
Dieß sind Sie, sprach der Greis; ich hab es unverzagt
In mehr als einer Schlacht für Sie, mein Fürst, gewagt;
Und jetzt mag ichs zu Gottes Ehre.
Thor rief der Prinz, wie, wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß keiner ist, belehre?
„So hätt ich Lust, ein Böſewicht zu seyn,
„Und würde, wär kein Gott, auch keinen König scheun;
„Und meiner würden in dem Heere
„Gewiß noch viele tausend seyn.
„Dieß, Prinz, dieß fließt aus Ihrer Lehre!"

Rhynfolt und Lucia.

Umsonst wandt Rhynfolt alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz zur Wollust zu verführen.
Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;
Allein, sie wich des Fürsten Liebling aus,
Und ließ ihm die Verachtung spüren,
Die der, wärs auch ein Prinz, verdient,
Der sich, die Tugend zu verführen,
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.
Was kann das Laster nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterstützt!
Sollt es der Brunst, die Rhynfolts Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Ehmann ein,
Und eilet, ihm das Leben abzusprechen.
Allein, was ist denn sein Verbrechen?
Ists mehr noch, als der Mann der schönsten Frau zu seyn,
Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
Ja, Rhynfolt zeigt, wer Danvelt sey,
Er überführet ihn der Landsverrätherey
Durch Briefe, die er nie geschrieben.
Und morgen eilt sein Todestag herbey.
Sein Weib wirft sich zu Rhynfolts Füßen,
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll.
Doch auch das Auge selbst, aus dem jetzt Thränen schießen,

Das Ach! das ihn mitleidig machen soll;
Ein Blick, beseelt von Wehmuth und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut aufs neue.
Nie sah er Lucien so schön.
Er klagt ihr sein unkeusches Feuer. —
Verschämte Muse, sags nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe sprach!
Um sie durch ihren Mann zu rühren,
Läßt er sie selbst in seinen Kerker führen,
Und läßt sie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit dem größten Leiden,
Lieb und Verzweiflung spricht aus beyden.
„O Danvelt! soll ich dich vom Tode nicht befreyn?
„Man eilt, dich schrecklich hinzurichten.
„Vergeß ich nicht noch heute meiner Pflichten,
„So wirst du morgen nicht mehr seyn.
„Willst du die Schande mir verzeihn,
„Nun, so gebeut!" — Sie zittert mehr zu sagen,
Und drückt ihn starr an ihre Brust.
Er klagt, und weint in ihre Klagen;
Ihn schreckt ein doppelter Verlust.
„Soll ich den Tod, den peinlichsten erdulden?
„Ach! liebstes Weib, ich bin zu schwach!
„Befreyst du mich durch deine Schmach,
„So sind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
„Und doch — O Gott, was soll ich nun erdulden!"
Der Morgen kömmt; und Lucia,
Die Danvelts Tod vor Augen sah,
Ergiebt sich thränend dem Barbaren.
Er stillt die Brunst und bittet ungescheut,
Mit einer gleichen Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
Jetzt aber, fängt er lächelnd an,
Jetzt kannst du deinen lieben Mann,
Nach deinem Wunsch, aus seinem Kerker holen;
Doch daß er mir nicht künftig schaden kann:

So hab ich das zugleich gethan,
Was Lieb und Klugheit mir befohlen.
Ich weiß, du zürnst deswegen nicht.
Sie flieht mit Scham und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuschließen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.
Sie steht erstarrt; kein Ach! erschallt,
Man sieht auch keine Thräne rinnen.
Des Schmerzes tödtliche Gewalt
Heißt sie allein auf Rache sinnen.
Sie sucht den Hof, wo Carl, ihr Fürst, regiert,
Und hat das Glück, den Fürsten zu erreichen.
Wenn dich, ruft sie, die Schmach der Tugend rührt:
So laß, o Carl, dich jetzt mein Flehn erweichen!
Es ist zu spät, mein Schutz zu seyn.
Du kannst nichts thun, als mich Elende rächen.
Denn Rhynsolt — Strafe sein Verbrechen;
Ich schäme mich es auszusprechen.
Lies diese Schrift und fühle meine Pein!
Carl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht,
Der Tugend, und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürsten, welch ein Lobgedicht!
Carl liest, und eine fromme Zähre,
Fließt von des Helden Angesicht.
Doch ists genug, das Laster zu beweinen?
Ein Tag wird angesetzt; der Liebling muß erscheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
Kennst du dieß Weib? spricht Carl. Ein plötzliches Erschrecken
Verräth den Bösewicht; er räumt das Laster ein;
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet seyn.
Der Fürst läßt gleich den Bischof kommen
Und wohnt der Trauung selber bey.
Du, spricht er, hast sie zwar aus Furcht vor mir genommen;
Doch dieß beweist nicht deine Treu;
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verschreib ihr alle dein Vermögen.

Er thuts. Sieh, Lucia, fing drauf der Herzog an,
Du bist durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten
Räch ich nunmehr auch deinen Mann.
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In seinem stillen Hirtenstande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er sang, war Fröhlichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bey dem Spiel:
So konnte sie doch nichts gewinnen,
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
Ein seltner Fall, daß ohne Schöne,
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch seinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr,
So fühlt sein Herz Lieb und Gefahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben,
Erstaunt, blickt auf die Sängerin,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.
Nun irrt allein, ihr guten Heerden!
Der Schäfer hat für euch jetzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit!
Verspricht ihr alle seine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrem Glück erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sähe sie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, singt sie, bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glücke;

Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke,
So geh und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, sprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er seine Bitte.
„Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
„Die mich entzückt, in seinen Schooß begraben?"
Nein, rief der Gott, du sollst sie haben;
Denn du verlangst sie mit Gewalt.
Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie schön sang sie, wie zauberisch;
Er reicht ihr seine Hand. „Komm, göttliche Sirene!" —
Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Mensch, halb Fisch.
Mit Zittern floh Damöt vom Meere,
Und gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
Daß unser liebster Wunsch oft große Thorheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit;
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O! rief die stachligte Parthey,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
Daß unser Rost von Honig rinnt;
Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?
So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig seyn,

Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebrich',
Dieß schadet unserm Werthe nicht;
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn, oder in der Brut verschmachten.
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt', sprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dieß sind allein die bessern Bienen.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbeers werth gemacht,
Floh einstens, nach verlorner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an,
Und ward von diesem frommen Mann,
Nebst seinem Reitknecht aufgenommen;
Doch beyder Tod war nah.

Ach! fing der Reitknecht an,
Werd ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herrn sein Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer und unwürdger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach, er hat viel gethan!
Er hat drey Könige bekrieget,

In sieben Schlachten stets gesieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an.
„Warum habt Ihr denn alles dieß gethan?"
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu seyn.
O! fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet Ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt Euch, laßts Euch nicht verdrießen,
Ich sag es Euch auf mein Gewissen:
Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als Ihr, gethan.

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarienvogel hören,
Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verrieth.
O, sprach sie, wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Gänge,
Und quälte sich, den angebornen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug, nach vieler Müh, zuletzt das Glück davon,
Canarisch fehlerhaft zu singen.
O! sprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich seyn gelehrt,
Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
Cleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu stehn!
Er sucht Cleanthen zu erreichen,

Und äfft ihm nach, und muß ihm weichen,
Und ſchreibt und denkt für keinen Menſchen ſchön.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe;
So ſagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieſes ſprach,
Von ſeinem Jugendglück gerühret,
Von ſeinem Phylax angeführet,
Dem Vater ſchon von weitem nach.
Kaum trat er in den Buſch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke ſtach.
Er ſchalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem böſen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
Gut, ſprach er, ſtecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umſonſt betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit ſeinen Ungeheuern;
Allein ſie fanden nicht ihr Grab;
Und ſtachen ſie zuvor aus bloßer Luſt zu ſtechen,
So ſtachen ſie nunmehr, um ſich zu rächen.
Verwundet im Geſicht, auf beyden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm ſeine Noth.
„O ſehn Sie nur, das nenn ich ſtechen!
„Ich habs bald ſo, bald ſo verſucht.
„Ich lief, ich ſchlug; und doch half weder Schlag noch Flucht.“
Fritz, hub der Vater an, du haſts nicht recht verſucht.
Geh ruhig fort, ſo kann ich dir verſprechen,
Sie werden weniger, als wenn du ſchlägſt, dich ſtechen.
Ein kleiner Feind, dieß lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet ſeyn.
Und trittſt du einſt, gleich mir, ins groſſe Leben ein,
Und wirſt um dich viel kleine Feind erblicken:
So achte nicht auf ihre Tücken!
Verfolge deinen Weg getroſt und denke fein
An die Geſchichte mit den Mücken.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
ließ ſich der ſtolze Hänfling nieder.
Mich dauert, ſprach er, dein Gefieder.
O! ſage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?
Mich, ſprach ſie, lockte jene Flur.
Und ich, zu lüſtern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreide
Hört ich den Ton der Lieb und Freude.
Ich lief! kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch ſchon.
Das Netz, ſprach dieſer, nicht zu ſehn?
Dir Flattergeiſt iſt recht geſchehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freyheit zu behaupten wiſſen.
Und wenn ich noch ſo lüſtern wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr.
Er fliegt und ruft noch: Merk es dir!
Kurz drauf ſieht ſie den Freund, der ihr
Den weiſen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief ſie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?
Die Freundin, ſprach er, ging mir nah,
Die ich in dieſem Bauer ſah.
Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um ſie zu ſeyn, kam ich geflogen,
Nun weiß ich nicht, durch welche Liſt
Mein Fuß hier angefeſſelt iſt!
Die Ruhe, ſprach ſie, nicht zu ſehn?
Dir Flattergeiſt iſt recht geſchehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freyheit zu behaupten wiſſen.
Nun lerne, wenn dichs nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern iſt!

Der Hochzeittag.

Vom Vater ſeiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien ſich endlich zu vermählen,
Und ſelbſt den Tag mit ihr zu wählen;
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar ſehnſuchtsvolle Seelen!
Sie ſehn ſich ſchmachtend an, und wählen.
Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir altem Mann noch eine Lieb erweiſen;
So fahrt (ich bin zu ſchwach, ſonſt würd ich mit euch reiſen),
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort,
Und von des Prieſters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein ſelig Ehweib gab, ganz ſtill zuſammen geben.
Philet reiſt auf des Vaters Wort,
Mit ſeiner Braut an den beſtimmten Ort.
Seit geſtern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam jetzt gleich aus einem Blumenſtück
Mit ihr, und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb und Lenz in ſein Gemach zurück;
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte ſein und ſeiner Schönen Glück.
In ſcherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tiſch, auf dem ein Paar Piſtolen liegen,
Die er vom Schuß noch geſtern ſelbſt befreyt,
Steht er mit ihr allein, und trunken vor Vergnügen
Ergreift er eins. Nun, fängt er ſcherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grauſamkeiten.
Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
Beſinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umſonſt an Euer Fenſter kam,
Da Ihr mich Aermſten — Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunſt, die Herzen zu beſtricken,
Mit Euren zauberiſchen Blicken,
Mit Eurem Haar, ſo feſtlich ſchön es iſt!
Schieß her, ſpricht ſie mit lächelnden Geberden,
Schieß her, wenn du ſo grauſam biſt!
Er ſchießt. Ach Gott! und ſie fällt todt zur Erden.
Und wer beſchreibt wohl ſeine Pein?

Doch auch im größten Schmerz noch fein,
Ruft er den Diener laut herein,
Und ſchließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Piſtolen?“
Ich thats, weil mirs zur Reiſe nöthig ſchien.
„Ich habe dirs doch nicht befohlen?“
Nein, Herr! und gleich erſchoß er ihn.
Dann ſchrieb er dieſen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichſten, dir, Vater, vorgeſtellt,
Bin nach dem größten Glück, das je ein Menſch empfunden,
Jetzt der Unſeligſte der Welt.
O! dürfteſt du doch niemals wiſſen,
Wie elend ich und du geworden ſind; —
Getödtet von mir ſelbſt, liegt ſie vor meinen Füßen,
Mein göttlich Weib, dein liebſtes Kind!
Mein Diener, deſſen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt ſchon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abſcheu nur betrachte,
Was ſollt ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod ſoll gleich der meine rächen.
Wenns möglich iſt, o! ſo verfluch nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann. —
Man traf ihn neben ihr durchs Schwert getödtet an.

Die Elſter und der Sperling.

Ein Sperling ließ ſichs auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich ſchmecken,
Und ſchluckte ſtill die beſten Beeren ein.
Die Elſter ſahs mit ſcheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht bloß ein ferner Zeuge ſeyn.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
„O welcher Vorrath! Ja, gewiß;
„So reif, Herr Sperling, und ſo ſüß,
„(Denn Sie verſtehn ſich auf die Trauben),
„War, was nun auch der Winzer ſpricht,
„Der Wein ſeit vielen Jahren nicht.“

Der Winzer hört der Elster Lobgedicht,
Und zwingt die Gäste fortzufliegen,
O! sprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehst du mir, du Schwätzerin!
Willst du die Frucht in Ruh genießen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.
Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
Drum schweig, und komm, den Berg noch einmal durchzustreifen.
Sie thuts, und frißt mit ihm ganz still.
„Ein einzig Wort, Herr Spaz, ich kann es nicht begreifen,
„Warum mirs jetzt nicht schmecken will;
„Die Trauben sind ja reif. Doch still!
„Der Winzer läßt sich wieder hören.
„Drum weißt du, was ich machen will,
„Ich nehme von den blauen Beeren
„Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.
„Komm mit mir unter jenen Baum."
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte sie den sichern Baum,
So schrie sie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich sind wir alle beyde!
In Wahrheit, glücklich bis zum Neide.
So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Elstern kam,
Und das gepriesne Glück ihr nahm.

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer! lern ein Gut genießen,
Das, weil es wenig Neider wissen,
Uns sichrer bleibt, und süßer schmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Crispinens Haus,
Studirt beym Eintritt bald Crispinen,
Und bald die Seinen seitwärts aus.
Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit,
Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen

Die wichtigſte Begebenheit.

„Mein Herr, hat ſich was zugetragen?
„O reden Sie! Wir ſind allein.
„Was giebts?“ Umſonſt ſind alle Fragen:
Er wiederholt ſein myſtiſch Nein.
O lern doch, unvorſicht'ge Jugend!
Die laut von allen Sachen ſchreyt,
Von Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutſamkeit!
Nachdem er den Criſpin beſchworen,
Das zu verſchweigen, was er ſagt:
So ziſchelt er ihm in die Ohren:
„Der König fuhr jetzt auf die Jagd.“

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frey im Gemach, ihr Lied oft ſang,
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit deſto ſtärkrer Stimme ſang;
Saß jetzt dem Spiegel gegenüber
Und ſang, und ſah ihr eignes Bild,
Und floß, mit Eiferſucht erfüllt,
Von ſchmetternden Geſängen über;
Und bildete, zu ihrer Pein,
An ihrem eignen Wiederſchein
Sich einen Nebenbuhler ein.
Noch oft erhöhte ſie die Stimme;
Allein umſonſt war Kunſt und Müh,
Stets ſang der Wiederhall, wie ſie.
Sie ſchoß darauf mit ehrſuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und ſtarb, ſich ſelbſt zu ſehr gewogen,
Faſt ſo, Ruhmſüchtiger, wie du;
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beyden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
O Velten, nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen
Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn.
Nur daß wir uns nicht selber blenden,
Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn.
Schon gut! rief Velten, eile nur.
Doch, Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte!
Studirte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen aufgestiegen.
Ich weiß nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst.
Sprich, Velten, ob du thöricht bist;
Du weißt nicht, was ein Irrlicht ist?
O dürft ichs nur bey Nachtzeit wagen!
Ich wollte dirs wohl anders sagen.
Ists wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah an dreyßig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.
Den Drachen hast du doch gesehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geschehn,
Bey Kleindorf im Vorüberziehen
Getreid und Kälber ausgespieen?
Das, was der Drach im Großen ißt,
Nenn ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da sie nur bei Nacht erscheinen,
So sind sie wohl kein guter Geist.
Nein, Kunz, nein, sag ich! nimmermehr!
Ein Irrwisch ist kein wüthend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Gespenster besser kennen.
Ein Rübezahl, ein solches Thier,

Als zu Gehofen ehedeſſen
Die Küch im Edelhof beſeſſen,
Dieß ſind Geſpenſter, glaube mir!
Ein Irrwiſch muß was anders ſeyn.
K. Wie, Welten, nennſt du dieſen Schein?
W. Ich nenn ihn Irrwiſch. K. Iſts erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißts, kein Irrwiſch nicht;
So ſpricht man ja mein Lebetage.
W. So ſpräche man? Nein, Kunz, ich ſage,
Daß alle Welt ein Irrwiſch ſpricht.
K. Schweig, Welten, das klingt lügenhaft.
Ich hab es auf der Wanderſchaft,
Und, Bruder, ohne viel zu ſchwören,
Von Meiſtern Irrlicht nennen hören.
So ſtritten ſie noch lange Zeit
Jetzt um die Sach, jetzt um den Namen,
Bis ſie zuletzt vom Wege kamen;
Und ſchimpfend ſchloſſen ſie den Streit.

So ſtreiten unſtudirte Welten
Um Sachen, die ſie nicht verſtehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren ſollten erſt zu den gelehrten Welten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die ſtreiten dialectiſch ſchön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die ſie ganz verſtehn,
Und fehlen ihres Weges ſelten,
Weil ſie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt ſich kein Irrlicht ſehn.

Das Glück und die Liebe.

Einſt wollten Lieb und Glück ſich ſichtbar überführen,
Wer ſtärker ſey, des Menſchen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um ſeine Gunſt gequält,

Ein Mann, in seinen besten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb erwählt.
Das Glück bot alles auf, was je der Mensch geschätzt.
Was seine Sinne rührt, was je sein Herz ergötzt,
Wodurch der Stolz sich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon jetzt ertheilet.
Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein,
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu seyn,
Und täglich wuchs die Pracht der schön geschmückten Wände
Noch durch der Künstler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speisesaal
Der Schüsseln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Clienten Lobgesänge;
Bald fiel ein reiches Erb an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dieß verliehn,
So zog das Glück durch seine Künste
Schon in den reichsten Lotterien
Für seinen Freund die Hauptgewinnste.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was sein Kur, bald was sein Schiff gebracht;
Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
Er schlief, berauscht von Freuden, ein,
Stand auf, den Freuden sich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.
Wer zweifelt, sprach das Glück, daß mir der Ruhm gebührt?
Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?
Vielleicht, versetzt darauf die Liebe,
Rühr ich sein Herz durch stärkre Triebe;
Er soll Serinen sehn. Ihr unschuldsvoller Blick
Besiegt vielleicht dich, mächtigs Glück!
Er sah nunmehr die göttliche Serine.
Ihn rührt der Reiz der edlen Miene;
Doch mehr, als ihr beredt Gesicht,
Das Herz, das aus Serinen spricht.

Schon ſcheint der Glanz von ſeinen Schätzen,
Schon ſein Pallaſt, ſchon Freund und Wein,
Schon die Muſik ihn minder zu ergötzen.
„Wie glücklich, wär ihr Herz erſt mein,
„Wie glücklich würd ich dann nicht ſeyn!
„O Liebe! lehre mich, dieß Herz mir zu verdienen,
„Und ſprich: wodurch beſieg ich einſt Serinen?"
Sey, ſpricht ſie, kein Verſchwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon iſt er kein Verſchwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such deine Luſt in ſtillern Freuden!
Sey gütig, liebreich und beſcheiden;
Und liebe nicht dein Glück zu ſehr.
Schon ſuchte Semnon ſtillre Freuden;
Schon ward er liebreich und beſcheiden;
Serine floh ihn ſchon nicht mehr,
Serine gab ihm ſchon Gehör,
Und ward die Seele ſeiner Freuden.
Die Liebe, ſprach das Glück, ſcheint Semnon vorzuziehn?
Allein mehr als zu bald ſoll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geſchenkt, ſo viel ſey ihm entriſſen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Qual verſüßen?
Das Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verſchwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land;
Sein Reichthum ward der Liſt und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was ſonſt ſein Herz erfreute
Nichts, als ſein treues Weib, im widrigſten Geſchick
Sein Beyſtand und auch ſtets ſein Glück.
Durch Fleiß entriſſen ſie ſich der Gefahr zu darben;
Und froh genoſſen ſie, was ſie durch Fleiß erwarben.
Umſonſt verſprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb entſagen wollte.
Nein, rief er, wenn ich auch ein Cröſus werden ſollte,
Ging ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiſer ſeyn,
Als daß ich dich mir wieder wünſchen wollte.
Serine, komm, mein Herz bleibt dein;

Viel beſſer, ohne Glück, als ohne Liebe ſeyn.
„Ja! Semnon, ja, mein Herz iſt dein;
„Viel beſſer, ohne Glück, als ohne Liebe ſeyn.“

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komiſches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen;
So gab ſein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu beſehn.
In Wahrheit, ſprach er, ich bin ſchön!
So viel ich mir geſchmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht beſſer ſtehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müſſen uns zugleich im Spiegel ſehn.
Er kam. Der Aff erſchrak, verzerrte das Geſicht,
Stieß an den Hut, und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht!
Der Spiegel warf, was er empfing, zurücke,
Ein närriſch haarichtes Geſicht
In einer ſtruppichten Perücke.
Der Junker lacht. Pfuy, hub der Aff erbittert an,
Pfuy, Spiegel, wie du lügſt! Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von ſeinem Hauchen an,
Und zeigt jetzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er ſehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!

Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magiſter zu erzählen;
Und dieſem konnt es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral,
(Er war gelehrt), ſie zu beſeelen.
Nun, ſprach er, ſetzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der ſich vor ihrem Lichte ſcheut,

Verhüllt ſie drauf in Dunkelheit,
Und ſchmeichelt ſich, ſie ſey nicht helle.

Die Wittwe.

Ein Mährchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den ſie ſo lieb, wie ſich, und wohl noch lieber hatte —
Noch lieber? wirft der Spötter ein,
Und lachet höhniſch; doch er lache!
Durch eine Spötterey hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf, gewiß zu ſeyn.
Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treuſten, beſten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect ſie ſonſt auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was ſie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Geſund, jetzt aber todt in ihren Armen hielt,
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht laſſen wollte.
Der Prieſter kam, der ſie beſänft'gen ſollte;
Die ganze Freundſchaft kam; doch nichts bewegte ſie.
Je mehr man tröſtete, je mehr Dorinde ſchrie.
Man mußte mit Gewalt ſie von dem Todten bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was ſie that; und ein entſetzlich Ach!
War alles, was ſie troſtlos ſprach.
Dieß trieb ſie länger noch als vier und zwanzig Stunden.
Indeſſen hatte ſich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geſchickt in Holz zu haun.
Er ſah Dorindens Schmerz; und theils auf ihr Begehren,
Theils als ein Freund den Seligen zu ehren,
Und ſeinem Untergang im Tode vorzubaun,
Entſchloß er ſich, in Holz ihn auszuhaun.
Es glückt des Künſtlers weiſen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden;
Und Steyhan ſtand in Lebensgröße da.
Ein Meiſterſtück pflegt bald bekannt zu werden;

Das Volk lief zu und ſchrie, ſo balds den Stephan ſah:
Ach Himmel! ach; das iſt er. Ja!
Seht nur die lächelnden Geberden!
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, ähnlichers kann nichts gefunden werden!
So ſah ich ihn noch jüngſt, als er Gevatter ſtund.
Man brachte den geſchnitzten Gatten.
Der noch allein der Wittwe Troſt verlieh,
Ins zweyte Stock, wo er und ſie
Ein ganzes Jahr vergnügt geſchlafen hatten.
Hier ſchloß ſie ſich mit ihm in ihre Kammer ein,
Und ſuchte Ruh in Schmerz und Pein,
Und hielts für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um ſeiner ewig werth zu ſeyn,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?
So ſaß Dorinde viele Wochen,
Und hatte, wie mein Währmann ſagt,
Kein lebendes Geſchöpf ſeit dieſer Zeit geſprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute wars nach ſo viel bangen Wochen
Das erſtemal, daß ſie aus ihrem Fenſter ſah:
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit ſchlauen Mienen:
„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
„Ein ſchöner Herr, faſt wie der ſel'ge Mann;
„Er hat etwas bey Ihnen auszurichten,
„Das er mir nicht vertrauen kann."
Du kannſt, ſprach ſie, nur was erdichten;
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann;
Und kurz, du darfſt ihm nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram;
Denn ach! kein Wunder wärs —
„Dieß geht nicht an, Madam;
„Er hat Sie ſchon, indem er angekommen,
„An Ihrem Fenſter wahrgenommen,
„Sie müſſen mit herunter kommen;
„Der fremde Herr ruht eher nicht.

„Er hat was Wicht'ges anzubringen.
„Ich dächte doch, Madam, Sie gingen!"
Die junge Wittwe ſteht beſtürzt,
Umarmt mit einem ſchnellen Feuer
Das Bild, mit dem ſie ſich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird es ſeyn? Ein Freyer?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht.
Sie horcht ſchon an der Thür; allein ſie kann nichts hören,
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde ſpricht.
Der Nachmittag verſtreicht. Der Fremde geht noch nicht.
Soll er denn gar ihr Gaſt zu ſeyn begehren?
Dorinde kömmt, und zwar allein.
Sie wird ſich wohl einmal am Bilde letzen wollen.
Magd, fängt ſie an, ſprich, was wir machen ſollen:
Der Herr will mit Gewalt mein Gaſt den Abend ſeyn.
Du mußt geſchwind die Kanne Schmerlen ſieden.
„Ja, ja, Madam, ich bins zufrieden."
Dorinde geht zurück. Die Magd durchſucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins, und ruft Dorinden
In aller Angſt geſchwind heraus.
„Madam, ach laſſen Sie ſichs klagen!
„Es iſt kein hartes Fiſchholz da.
„Soll ich das Bild herunter tragen,
„Es iſt hart Holz, und es zerſchlagen?"
Das Bild? Nein, nein, — doch — thus nur. Ja. —
Was brauchſt du mich denn erſt zu fragen?
„Allein das Bild iſt ſchwer, ich kanns allein nicht tragen;
„Zum Fenſter ging es wohl heraus."
Nun gut, ſo darfſt du ja das Holz nicht erſt zerſchlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus;
Da darf ich ſo nicht länger klagen.
Das Fenſter öffnet ſich; und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuſchel.

Der Muſchel, die am ſeichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder feſt zuſammen zog,

Sah einſt, mit Neid und Unverſtande,
Ein junger Krebs aus ſeiner Höhle zu.
O Muſchel, wie beglückt biſt du!
O! daß wir Krebſe nur ſo elend wohnen müſſen!
Bald ſtößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du haſt dein eigen ſteinern Haus,
Kannſt, wenn du willſt, es öffnen und verſchließen,
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönnſt mir dieſes Glück,
In deinem Schloſſe Platz zu nehmen.
Ich, ſprach ſie, ſollte mich zwar ſchämen,
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That ſiehts jetzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir ſich zu verfügen:
So dien' ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie ſchließt ihr Schloß feſt zu.
Mach auf, ſchreyt er, denn ich erſticke.
Bald, ſpricht ſie, will ich dich befreyn;
Sieh erſt der Mißgunſt Thorheit ein,
Und lerne, hier mit deinem Glücke,
Wenn dirs gefällt, zufrieden ſeyn.

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins mußt du mir verſprechen:
Die Meſſer und die Gabeln ſtechen;
Drum rühre keins von beiden an.
„Allein die Scheere, ſollt ich glauben,
„Die könnten Sie mir wohl erlauben?"
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verſchönerten die Scheere.
Ja, ſpricht es zu ſich ſelbſt, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht ſo lieb,
So ließ ich ſie mit Freuden liegen.

Allein die Scheer iſt mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu ſchönes Band.
Geſetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand
So hätte dieß nicht viel zu ſagen.
So klein ich bin, ſo hab ich ja Verſtand,
Und alſo werd ichs immer wagen,
So bald die Mutter nur die Augen weggewandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müſſen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich ſehe dich blos an;
O ſchöne Scheere, laß dich küſſen!
Ich rühre ja kein Meſſer an,
So werd ich doch — Schon griff es nach der Scheere.
Ja, wenn ich unvorſichtig wäre,
Da freylich ſchnitte mich die Scheere;
Allein ich bin ja ſchon mit ihr bekannt.
So ſprachs, und ſchnitt ſich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ach, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich ſehr, daß ichs gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
Damit ich ſie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann.

Oft ſind wir Menſchen dieſes Kind.
Verſehn mit billigen Geſetzen,
Die göttlich und uns heilſam ſind,
Scheut ſich das Herz, ſie alle zu verletzen.
Wir unterlaſſen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig ſchätzen,
Um die zu thun, die uns am liebſten ſind.
Die Reue kömmt. Wir ſehn, wie ſehr wir fehlen;
Dann denken wir, dann beten wir als Kind
Was heißt in vieler tauſend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieſer Miſſethat!
Das heißt es, wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn,
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien;
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
Die jungen groß und stark zu ziehn.
Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
Vielleicht, ich sag es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend blos darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel der Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen,
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
(Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren ersten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift,
Vielleicht ist, ohne daß wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sich sehr leicht begreifen läßt;
Denn unsre Nerven sind nicht fest.
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.
Du, sprach die Bärin, kannst noch fragen,
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seyd?
Nicht liegts an Luft und Milch, und nicht an Obst und Magen
Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unsre jungen Haufen;
Wir nehmen sie, sobald sie laufen,

Mit uns, in Hitz und Frost, durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt.

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen einst verjagt,
Weil alle seiner müde waren.
Er floh zum Zevs, und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Merkur die lustige Gestalt,
So fühlt er schon die Pflicht, dem Flüchtling beyzuspringen.
„So will dich alle Welt verdringen?
„Du dauerst mich. Komm, hüpf auf meine Schwingen!
„Ich hoffe dich gut anzubringen.
„Komm, Paphos sey dein Aufenthalt!"
Schnell bracht er ihn zur Venus kleinem Knaben.
Hier, Gott Cupido, fing er an,
Schickt Ihnen Zevs den angenehmsten Mann,
Der schärfer, als Sie, sehen kann;
Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben.
Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an, seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank, und wollte doch nicht sterben;
Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Doctor schicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,

Den er genöthigt wär, ihm in die Hand zu drücken,
Und also ließ ers lieber seyn.
Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht zu scherzen.
Der Alte fühlte neue Schmerzen,
Und rief den Priester in sein Haus,
Und bat sich zu verschiednen Malen,
Denn dafür durft er nichts bezahlen,
Trost auf dem Krankenlager aus.
Der Priester wollt ihn jetzt verlassen.
Ach! bet Er, sprach der Greis; Gott wirds zu Herzen fassen.
Und komm ich von dem Lager auf,
So geb ich Ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden lassen.
Ich weiß nicht, bat er für den Alten,
Und wenn er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menschliche Geschlecht
Sollt einen Geizhals mehr behalten;
Es besserte sich mit dem Alten.
Der Priester wird gerufn. Ich weiß wohl, sprach der Greis,
Was ich Ihm einst geredt, wenn Ers gleich nicht mehr weiß.
Hier seh Er selbst, was ich und meine Frau ersparten;
Ich zeig Ihm nur die seltnen Arten.
Steht Ihm das große Goldstück an?
Da sind sie noch von größerm Werthe;
Doch, weil sie Gott mir wunderbar bescherte,
So hab ich ein Gelübd gethan,
Nicht eins von allen auszugeben,
Und sollt ich hundert Jahre leben.
Will Er nunmehr die Silbermünzen sehn?
Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
Hier hab ich, glaub Er mirs, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zusammen wiegen;
Allein sie mögen immer liegen;
Sie sollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier sieht Er die Zweydrittel stehen;
Da les' Er eins für seine Kinder aus,
Und bitt Er Gott um Segen für mein Haus!

Das Teſtament.

Sohn, fing der Vater an, indem er ſterben wollte,
Wie ruhig ſchlief ich jetzt nicht ein.
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wiſſen ſollte!
Du biſt es werth, und wirſt es ſeyn.
Hier haſt du meinen letzten Willen.
So bald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf, und ſuch ihn zu erfüllen;
So iſt dein Glück gewiß gemacht.
Verſprich mir dieß, ſo will ich freudig ſterben.
Der Vater ſtarb, und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Teſtament ſchon auf,
Und las: Mein Sohn, du wirſt von mir ſehr wenig erben,
Als etwa ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den ſetz ich dir zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunſch war meine Pflicht. Bey tauſend Hinderniſſen
Befliß ich ſtets mich auf ein gut Gewiſſen.
Verſtrich ein Tag, ſo fing ich zu mir an:
Der Tag iſt hin; haſt du was Nützliches gethan?
Und biſt du weiſer, als am Morgen?
Dieß, lieber Sohn, dieß waren meine Sorgen
So fand ich denn von Zeit zu Zeit,
Zu meinem täglichen Geſchäfte
Mehr Eifer, und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht ſtets mehr Zufriedenheit
So lernt ich, mich mit wenigem begnügen,
Und ſteckte meinem Wunſch ein Ziel.
Haſt du genug, dacht ich, ſo haſt du viel;
Und haſt du nicht genug, ſo wirds die Vorſicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute ſtirbſt?
Die Würden, die dir Menſchen gaben?
Der Reichthum? Nein, das Glück, der Welt genützt zu haben;
Drum ſey vergnügt, wenn du dir dieß erwirbſt.
So dacht ich, liebſter Sohn, ſo ſucht ich auch zu leben.
Und dieſes Glück kannſt du, mit Gott, dir ſelber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Iſt, ein rechtſchaffner Mann zu ſeyn.

Criſpin und Criſpine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern ſchlecht vertragen,
Sind leider ſchon ſehr alte Klagen,
Die man uns oft zu leſen gab;
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattin plagen,
Sind dieß nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger ſingt ſie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkiſch widerſpricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht;
Doch daß der Mann mit ſeinem Weibe,
Oft als mit einer Sklavin ſpricht,
Wie ſelten ſtraft dies ein Gedicht?
Daß Weiber nicht zu folgen wiſſen,
Darüber ſeufzt und klagt der Mann;
Doch ſollte man daraus nicht ſchließen,
Daß Männer nicht zu herrſchen wiſſen,
Weil jede Frau ſo ſchwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate ſich ergeben,
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber ſorgt der Mann ſich grau;
Doch daß die Männer ſich dem Kaltſinn gern ergeben,
Nur ſich, nicht ihren Weibern leben,
Wie ſehr beſeufzt dieß manche Frau!
Daß bey dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dieß iſt vielleicht nicht ſelten wahr;
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verſtand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beyſpiel Thorheit lehren,
Und über Thorheit ſich beſchweren,
Klingt in der That ſehr wunderbar!
Und dennoch iſts nicht ſelten wahr.
Drum, Männer, leſ't ihr, wie Criſpine
So herzlich den Criſpin gehaßt:
So legts nicht gleich mit einer Männermiene

Der armen Frau allein zur Laſt.
Und ſeyd ihr ſelbſt unglückliche Criſpine,
So denkt, wenn euch Criſpine haßt:
Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
Und beſſert euch. Vielleicht thuts auch Criſpine.

Criſpine ſtarb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Criſpin, ihr Mann, ſchon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach!
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch viele wollten lieber ſagen
Der Zorn hätt ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn iſt nicht der Männer Leidenſchaft.

Genug er ſtarb, und ward, weil ers ſo haben wollte,
Daß ſein Gebein bey der verweſen ſollte,
Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu ſeiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet;
Und niemand hätte das vermeinet,
Was nach der Zeit, mehr als zu oft, geſchehn.
Die Frau ließ ſich bey ihrem Grabe
Des Nacht im Sterbekleide ſehn.
Der Küſter, und des Küſters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenlauten gehn;
Denn allemal ließ ſich Criſpine ſehn,
Und wies ganz ängſtlich nach dem Grabe.

Der Küſter wagts den neunten Tag,
Und ruft die ſämmtlichen Criſpinen,
Macht dreymal erſt das Kreuz, und ſagt, wer ihm erſchienen,
Und forſcht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Sel'gen ſtören mag.
„Hat ſie vielleicht im Tode was befohlen?“
Nichts, fing die Freundſchaft an, nichts als den Leichenſtein.
Das, ruft der Küſter, wird es ſeyn.

Man läßt geſchwind den ſchönſten Grabſtein holen.
Der Steinmetz haut zwey Herzen in den Stein,
Und dieſe Schrift vom Küſter ein:

„Hier ruht ein zärtlich Paar, von gleicher Lieb und Treue;
„Der Tod, der sie getrennt, vereinte beyd' aufs neue."

Nun wird die Frau doch ruhig seyn?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nur noch mehr, und mit noch bängern Mienen,
Und lief dem guten Küster nach,
Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach!
Dieß war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg verkehrt,
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
Zur rechten er, und sie zur linken Seite.
Nein, schrie der Küster, umgekehrt!
Ihr, Todtengräber, seyd nicht werth...

Der Sarg ward umgekehrt; allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe störte.
Mich deucht, dies ist der Schönen Fehler nicht.
Und ist ers ja, wie mancher Spötter spricht:
So ist ers doch im Grabe nicht.

Crispine ließ nicht nach, dem Küster zu erscheinen.
Sie weinte so, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab, und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küster doch verstand.
Er ließ noch diese Nacht die Todtengräber kommen;
Der Mann ward aus der Gruft genommen,
Und weit davon besonders eingescharrt.
Und noch in Beyder Gegenwart
Verschwand die Frau mit heitern Mienen,
Und ist seitdem nicht mehr erschienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang ichs an, um mich empor zu schwingen?
Fragt einst ein Jüngling einen Greis.
Der Mittel, fing er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwey bis drey, so viel' ich weiß.
Seyd tapfer! Mancher ist gestiegen,

Weil er entschlossen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und emsig nach der Ehre war.
Seyd weise, Sohn. Den Niedrigsten auf Erden
Ists oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden;
Zu beyden macht man sich durch Fleiß und Zeit geschickt.
Dieß sind die Mittel großer Seelen;
„Doch sie sind schwer. Ich wills Ihm nicht verhehlen,
„Ich habe leichtere gehofft."
Gut, sprach der Greis, wollt Ihr ein leichtres wählen:
So seyd ein Narr; auch Narren steigen oft.

Bayerische Staatsbibliothek München

Stereotypie und Druck von B. G. Teubner in Leipzig.